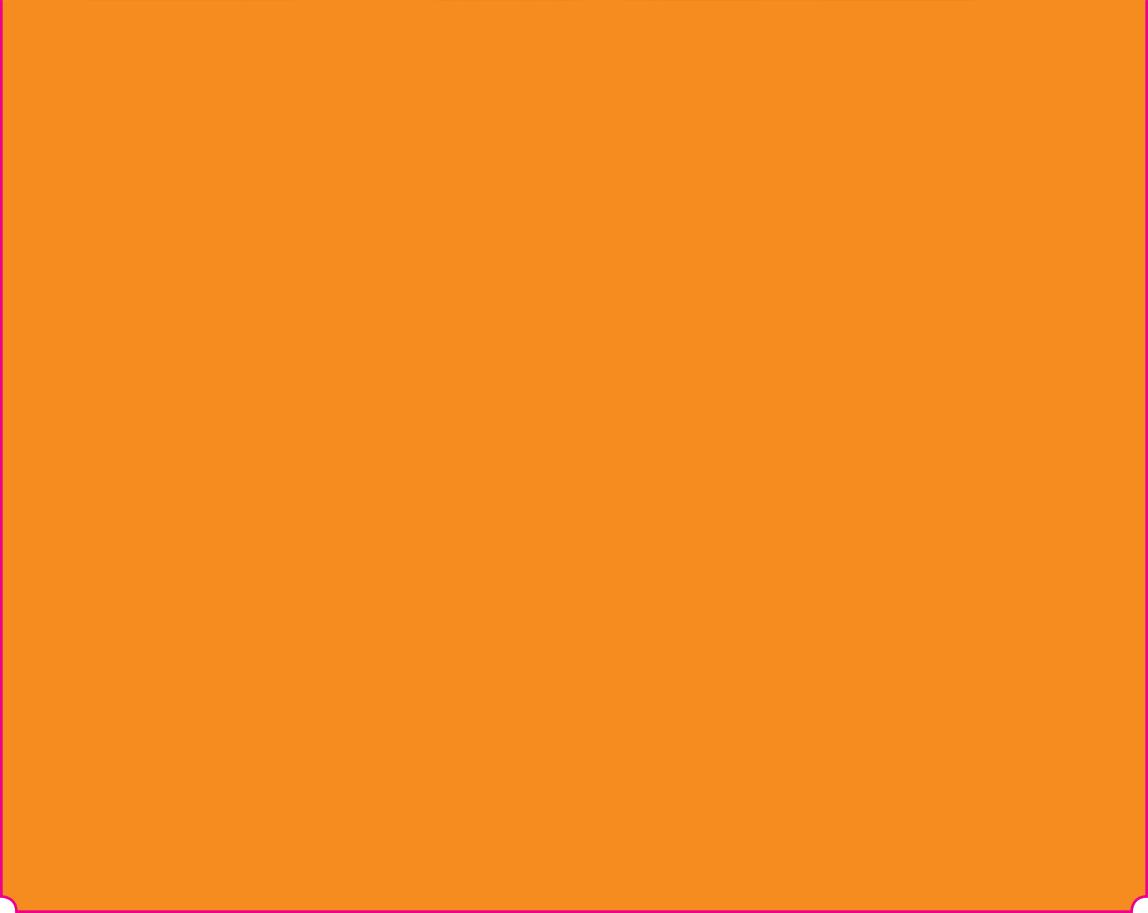


Karl Barth
im Jahr 1955
(KBA_9062_013)



Veranstaltungen

und

Gottesdienste

anlässlich des

50. Todestag

von

Karl Barth

(1886-1968)

Ev. Kirchen-

gemeinde

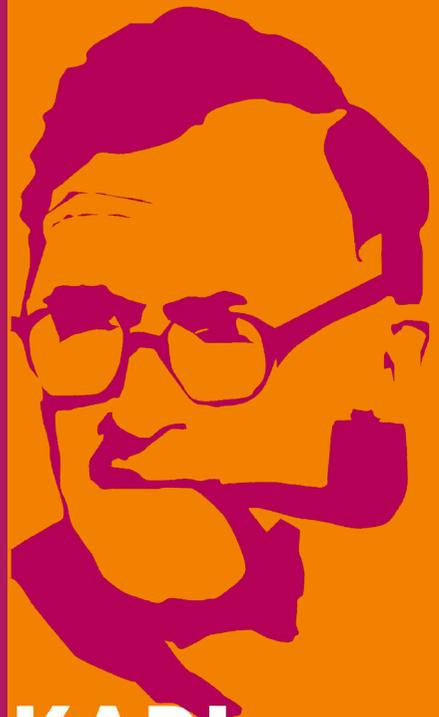
St. Reinoldi

Dortmund und

die Paul-Gerhardt-

Kirchengemeinde

Dortmund



**KARL
BARTH
2019**

GOTT TRIFFT MENSCH

04.10. — 08.12.2019

Im Herbst 2019 haben die beiden Kirchengemeinden St. Reinoldi und Paul-Gerhardt eine Predigtreihe und Vorträge anlässlich des 50. Todestages von Karl Barth veranstaltet.

2

Gleichzeitig wurde eine Ausstellung zum Leben von Karl Barth unter dem Titel: „Schweizer! Ausländer! Hetzer! Friedestörer!“ in der Melanchthon-Kirche gezeigt.

Wir haben die Predigten und Vorträge, die uns zum internen Gebrauch zur Verfügung gestellt wurden, für interessierte Gemeindeglieder hier zusammengestellt.

Allen Predigern und Vortragenden unseren herzlichen Dank, aber vor allem auch an die vielen und zahlreichen Zuhörer und Zuhörerinnen.

Ihre Pfarrer Ulrich Dröge und Pfarrer Volker Kuhleemann



Predigten

Professor Michael Trowitzsch, „Karl Barth und die Große Begebenheit“	5
Dr. Werner Max Ruschke, „Wider eine Kirche, die es den Leuten recht macht“	10
Professor Hans-Martin Lübking, „Du sollst dir kein Bild von Gott machen!“	17
Präses i.R. Dr. Alfred Buß: „Rechtfertigung und Recht, Kirche und Welt“.	23
Pfarrer Ulrich Dröge „Glauben aus gutem Grund - Heilsame Erinnerung an Karl Barth. Der Ertrag...“	30

Vorträge

Professor Michael Weinrich, „Gott der ganz Andere - Karl Barths revisted.“	35
Pfarrer Volker Kuhleemann, „...dann ist es alles gar nicht so schwer mit dem Glauben...? Gewiss: Aber bitte mit dem Anfang anfangen“	48
Professor Peter Maurer, „Brauchen wir Jesus? Wir glauben doch an den Einen Gott. – Aber wer oder was ist Gott überhaupt?“	70
Professor Hans-Martin Lübking, „Gottlos glücklich? Braucht der Mensch Religion?“	84
Kurzbiographie	95

13.10.2019 - Melanchthon-Kirche

Prof. Dr. Michael Trowitzsch „Karl Barth und die große Begebenheit“

4

Lesung: Mt 8,23-27

Liebe Gemeinde! Ich sehe Herrliches. Sie leuchtet, die *Große Geschichte Jesu Christi, die Heilige Geschichte, die Große Begebenheit*. Sie ist das Geheimnisvollste, das Schönste, das Interessanteste, was es gibt auf der Welt. Sie ist *über* uns, eine gewaltige, bunte, abenteuerliche Szenerie. Sie rührt uns an, sie gibt Rätsel auf, sie macht uns manchmal wunderbar trotzig, sie tröstet – vielleicht schon jahrelang, vielleicht schon seit Kindertagen. Die Geschichte vom Nazarener, von Jesus Christus. Vielleicht sind wir aufgewachsen mit ihren Geschichten. Dort, über unseren Häuptern, in der Höhe, *da ist es*: Bethlehem, die Gleichnisse und Wunder, die Passion, die Auferstehung, Pfingsten. Die *Große Begebenheit*. Sie wölbt sich über uns wie ein grenzenloses, bewegtes, leuchtendes Firmament, ein Himmelsdach aus Vorstellungen und Träumen, aus Sprachbildern, Liedern und Gedanken. Ich sehe einfach Herrliches. Mein Herz schlägt.

Hinunter in die Hölle, hinauf in den Himmel, Erbarmen und Mord, Liebe und Krankheit und Kampf und Besessenheit ... Da reicht etwas sehr weit, bis zum äußersten Meer, weit über den Horizont hinaus, in unser Sterben hinein, über unser Sterben hinaus. Sturm der Natur, Sturm des Lebens, die Wellen schlagen eine harte Sprache, unverhoffte Stillung des Sturmes, Golgatha, Sonnenfinsternis, ein Schrei, das Licht der Auferstehung. Ich höre Stimmen. Sie lachen und sie weinen. Sie flehen, rufen, flüstern, bitten, jubeln. „*Wach auf, Herr, wir verderben!*“ „*Wer ist dieser, dass er auch dem Wind und dem Wasser gebietet und sie sind ihm gehorsam?*“ Was für ein Wunder!

Es ist aber, als ob der Auferstandene oben stünde, die Arme ausbreitete und uns aufforderte: „*Nehmt hin meine ganze Geschichte! Ich schenke euch das alles, alles, was ich für euch getan habe. Es ist ja alles nicht nur gewesen. Es ist alles heute: Sturm des Zorns, Wehen der Liebe. Mit meiner Geschichte bin ich bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende! Auch in den Krisen und Abbrüchen eurer Lebenstage bin ich bei euch, ihr sitzt oder steht, ihr flieht oder bleibt, ihr fahrt gen Himmel oder bettet euch in der Hölle, ihr nehmt Flügel der Morgenröte und fliegt zum äußersten Meer, ihr lasst von Finsternis euch decken – ich bin bei euch, bis an der Welt Ende.*“

Liebe Gemeinde! Kann man *aufblicken* dorthin? Wie der alte Seemann aufschaut in der Nacht, um Kurs zu halten. In der christlichen Kirche kann nichts Besseres geschehen, als dass in diese Höhe geschaut wird: dass zu Jesus Christus aufgeblickt wird in der Nacht, mit festem Blick, mit festem Glauben. Hinaufgefragt und hinaufgebetet zu dem, dem wir im Leben und wenn der Tod kommt zu vertrauen und zu gehorchen haben. Im Leben und im Sterben: wenn die Wellen ins Boot schlagen. Wenn die *Anfechtung* kommt und der *Zweifel* und die *Unsicherheit*. Anfechtung und Zweifel sind *schlimm* – und nicht etwa interessant. Sie wollen uns ja von Gott wegtreiben, wollen Christus mit aller Macht untergehen lassen, ersäufen, ertränken, Kopf unter Wasser – *im äußersten Meer*. Können wir uns gegenseitig ein bisschen zu Hilfe zu kommen, sogar dann, wenn wir von den Stürmen der Zeit geschüttelt werden?

Karl Barth, dieser demütige Theologe, der nichts als Schrift-Theologe sein wollte, dieser alte Lotse mit der Lotsenmütze und mit der ewig brennenden Pfeife ... Karl Barth kann uns ein bisschen helfen. Er hat dagegegeng gehalten. Er hat, glaube ich, Kurs gehalten. *Wie* hat er das getan? Eben ungeheuer aufmerksam hinaufgefragt wird bei ihm zu dem Ungeheuren, das sich über uns wölbt, zu der Großen Begebenheit. Dort liegen die Antworten. Noch einmal: wie der erfahrene, wettergegerbte Seemann aufschaut zu den Sternen, um Kurs zu halten. In der Nacht. Wenn es nämlich ernst wird. Wenn die Wellen ins Boot schlagen. Bei dem tödlichen Sturm, von dem der Text unserer Schriftlesung heute berichtet. *Christus* wird zu Hilfe gerufen. *Wach auf, Herr!*

Hat es eine tödliche *Sturm*-Situation bei Barth gegeben? Ja, beim Kampf gegen den Nationalsozialismus. Da verfasst Barth die *Barmer Theologische Erklärung* (im Gesangbuch S. 1377), die dann von der Bekenntnissynode einstimmig angenommen wurde. Da – wird man wohl sagen dürfen – da schaute wenigstens eine Gruppe der Evangelischen Kirche in Deutschland nach oben, zur Großen Begebenheit, zum Herrn der Kirche, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. *Herr, hilf uns! Wir verderben!*

Die *Barmer Theologische Erklärung* – das ist ein großartiger hilfreicher Text, einfach und klar. Fragen wir aber heute auch über Barmen *hinaus!* Die Barmer Erklärung ist es wert, weitergedacht zu werden. Ernsthaft setzt sie der Verwüstung der *Kirche* etwa entgegen. Wir müssen heute auch

von Anderem überaus ernsthaft sprechen: von der Verwüstung der Lebensgrundlagen der Erde, von Dingen, die einfach nicht in die gewohnten Formate passen. Reden müssen wir – beschämt und mit leiser Stimme – von den jungen Leuten, denen aus der Zukunft, und den noch später nach uns Kommenden. Von Endlagern müssen wir sprechen, von treibenden Müllinseln, von Wind und Wasser und dem Seesturm... Beschämt und mit leiser Stimme. *Kyrie eleison! Wach auf, Herr, wir kommen um! Wach auf, Herr, wir verderben an uns selbst!*

Die Lebensgrundlagen der Erde. Müssen wir weniger Plastik produzieren? Ja, natürlich; das ist eine Schande, was bei uns üblich geworden ist. Reicht das aus, weniger Plastik zu produzieren? Nein. Müssen wir schnell auf erneuerbare Energien umschalten? Ja, so rasch es geht. 2038 – das ist lächerlich. Auf erneuerbare Energien umschalten – reicht das aus? Nein. Müssen wir den Klimawandel stoppen? Ja, unbedingt, solange noch Zeit ist. Reicht das aus? Nein. Das gehört ja alles zu einer anderen, sehr anderen großen Erzählung, die sich auf ihre Weise total über uns zu wölben versucht. Kein Diamant, sondern die Zeit der gierigen Menschen-Religion: die Zeit derer, die eigenmächtig zum Paradies gelangen wollen, die Gott spielen. Unsere Geschichte. Wir verderben an uns selbst. *Nichts* leuchtet da.

Wir wollen sie endlich bemerken: die große dunkle, totalitäre Erzählung von Wissenschaft und Technik – diese sehr andere: gewaltige, gewaltsame Geschichte über uns. Den hemmungslosen, unbedingten menschlichen Willen zur Macht. Menschliche Macht in *jedem* Sinne. Religion der bedingungslosen Macht, wissenschaftlich-technisch-waffenförmig gestützt. Macht und Abermacht. Dessen Erfolgsgewöhnung. Wir: die Gierigen der letzten Tage. Wissenschaft und Technik, Therapie und Waffen, unmäßige Versprechen in ihr, eingelöst zu einem Teil, doch immer bei gleichzeitigem Anwachsen der Gefahren. Wo jedes Mal eine Handbreit neben dem technologischen Schub die *Waffenentwicklung* wartet. Waffen bluten nicht. Waffen finden immer ihren Krieg, in böser Zeit. Die fauchende Macht. Die wildgewordene Wissenschaft. Die furchtbare Nah-Geschichte. Gewaltig, unentrinnbar, scheinbar unwiderstehlich, vermeintlich unaufhaltsam. Totschlagewort *Unaufhaltsamkeit*“.

Das Wort ist ein brutaler Hieb. Mir graut vor dem Wort. Ich hasse es. Wird so verbal zugeschlagen (meist mit Bedeutsamkeitsmiene), dann scheint sich jedes weitere Wort zu erübrigen. Nein! *Nichts* im Lauf der Dinge

ist unaufhaltsam. Nur Gott ist unaufhaltsam. Glauben wir an Gott? Den Ungeheuren. Trauen wir ihm zu, solche angebliche Unaufhaltsamkeit aufzuhalten und es niederzustoßen? Ein Weltgefühl zu Boden zu werfen? Wann wird Gott Halt gebieten? Wann wird er das Totalitäre *brechen*? Wer schlägt das Totschlagewort tot, veranlasst, dass es sich selbst frisst? Nur Gott kann es! Es wird dann ein Preis dafür zu zahlen sein. *Kyrie eleison!*

Und die Wellen überfielen sie, und sie waren in großer Gefahr. Wach auf, Herr, wir kommen um, wir verderben an uns selbst!

Wollen wir dann ein bisschen mitkämpfen, ein bisschen? Wie denn mitkämpfen? Was ist das Erste? *Das Gebet*. Die Hände falten. Das Gebet als Kampf. Zuerst *will* gebetet werden, hinauf. Christus will zu Hilfe gerufen werden. Christus – und wieder Christus. „Man muss nicht in die Hände spucken, ehe man sie faltet“, sagt Franz Kafka. Eine Bitte, ein Flehen, eine Anrufung. Dort ist ja der, der auch dem Wind und dem Wasser gebietet und sie sind ihm gehorsam. Wir beten um die notwendige Unterbrechung, weil wir sehr genau wissen, dass es so nicht weitergehen kann. Um den notwendig werdenden schweren Stoß, um Umkehr, Andersdenken, Haltungs- und Begriffswechsel, Frontwechsel auch der Wünsche – eine unvorstellbare Umwälzung des Bewusstseins. Beten in all unsere Hilflosigkeit – und wieder Beten. Wir bitten um das richtige Umdenken. Wie können wir herausfinden, wo wir uns als Menschheit eigentlich befinden und wie wir eigentlich in diese Misere hineingeraten sind? Ich glaube, dass wir das überhaupt nicht wissen. Wir bitten um Antworten. Gegen die Anschauung andenken, dass mehr Macht immer gut ist. Ist mehr Macht immer gut? Denken ohne vorlaufende Kapitulationsbereitschaft. Mit Krallen, wenn notwendig. Mit vollständiger Anspannung unserer Verstandeskraft, auch unserer Gefühlskraft. Auch einmal kalt entschlossen, klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, vollkommen ausgenüchert. Wir wollen um Demut bitten, nicht um die verkrochene, sondern um die lebhaftere, um die zupackende Demut, die warmherzige, die hochgemute Demut. Prinzip Unterbrechung. Prinzip Rückzug. Dass wir auf die Einflüsterungen nicht mehr hören, auf die Imperative, die sagen: „immer größer, schneller, gesünder, glücklicher ...“. Ich habe einen Freund: Er glaubt, dass es Engel gibt, die einem im rechten Augenblick die Ohren zuhalten.

Nein, wir wollen uns nicht abbringen lassen von unseren Fragen und Gebeten nach oben, zu Christus, zur Großen Begebenheit. Von dort erhoffen wir Hilfe. Niemand soll unseren Blick ablenken, wenn der Glaube unsi-



cher wird und der Blick müde und bitter. Prinzip fester Glaube. Prinzip Geradeausblick. Die Stirn bieten. Direkt auf die schäumenden Wellen zu. „Es ist ein „köstlich Ding“, heißt es im Hebräerbrief, „dass das Herz fest werde“. Ein christlicher Glaube: stark in der Substanz. Diese Festigkeit ist das Allerbeste. Der Choral weiß es, wir haben es gesungen: „Darüber auch das Allerbest: dass wir im Glauben stark und fest.“ Und wunderbar heißt es beim Propheten: „Deine Stirn habe ich so hart wie einen Diamanten gemacht, der härter ist als ein Kieselstein“ Wie kriegen wir eine harte Stirn? Durch die Bibel – und dann auch indirekt, vermittelt – vielleicht auch durch Karl Barth. Schön spricht Barth von der „diamantenen, der diskussionslosen, der schlechthin fröhlichen Gewissheit“.

Diese Gewissheit, Herr erbarme dich, kann uns geschenkt werden – beim Aufblick nämlich *nach oben*, zur Heiligen Geschichte Christi, zur Großen Begebenheit. Sie hat betörende Gewalt über mich. Sie nimmt mich mit. Sie ist nicht vergangen, sie ist jetzt. Sie kommt mir entgegen. Unablässige Gegenwärtigkeit brandet an. Das ist eine wunderbare Nah-Geschichte. Beides: ganz hoch, diamanten – und ganz nah. „Der Herr ist nahe“, jetzt. Das göttliche Jetzt. Die Große Begebenheit ist anwesend. Sie ruft nach uns. Sie will sich uns vor Augen malen, sie will uns einleuchten. Sie will sich unserem Herzen erzählen. Unser Herz wird angerührt. Das Herz schlägt. *Herr, hilf uns! Amen.*

Dr. Werner Max Ruschke „Wider eine Kirche, die es den Leuten recht macht“

Lesung: 2. Korinther 4, 5+6

Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der Herr ist, wir aber eure Knechte um Jesu willen.

Denn Gott, der sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, dass durch uns entstehe die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.

Liebe Gemeinde!

Jeder Mensch möchte geliebt werden, möchte beliebt und anerkannt und geachtet sein. Am leichtesten geht das, wenn man mit anderen Menschen übereinstimmt, ihnen zustimmt und nicht widerspricht, mit ihnen gemeinsame Sache macht, wenn man also ein friedlicher Zeitgenosse und ein bequemer dazu. Das alles gilt übrigens auch für Pfarrer.

Genau so, sagt der dreißigjährige Pfarrer Karl Barth seiner Safenwiler Gemeinde 1916 in einer Predigt über Hesekeel 13, 1-6, wo es um die Unterscheidung zwischen wahren und falschen Propheten geht, genau so darf ein Pfarrer nicht sein, denn dann wäre er ein falscher Prophet: „Der falsche Prophet ist ein Pfarrer, der es den Leuten recht macht.“ Ein solcher Pfarrer verdeckt das Licht des Evangeliums und wird seiner Aufgabe nicht gerecht, Jesus Christus zu verkündigen und den Willen Gottes anzusagen. Was Barth in seiner Predigt über Pfarrer ausführt, das gilt noch viel mehr für die Kirche insgesamt: Eine Kirche, die es den Leuten recht macht, ist eine falsche Kirche.

Barth entdeckt viel Falsches in seiner Schweizer Kirche und ebenso auch in der Deutschen. Barth liebt Deutschland, hat er doch hier seine Studienjahre verbracht und dabei Entscheidendes von seinen deutschen Professoren gelernt. Aber diese Liebe hat ihn nicht blind gemacht. Ihm werden nämlich die Augen geöffnet für den Unterschied zwischen falschen und wahren Propheten, falscher und wahrer Kirche, falscher und wahrer Rede von Gott. Wir sollen ja nicht uns selbst predigen, sondern Jesus Christus. Die Kirche seiner Zeit allerdings predigt weitgehend sich selbst, weil und indem sie es den Leuten recht macht. Und genau in dieser Gefahr steht die

Kirche immer, auch heute. Was genau ist damit gemeint?

Ich beginne harmlos mit einem Cartoon, der vor ein paar Wochen in den Ruhr-Nachrichten zu sehen war. Vermutlich kennen Sie die täglichen Zeichnungen über den Wikinger Hägar, den Schrecken des Nordens. – Hägar fragt einen Mönch: „Bruder Olaf, könntet Ihr Gott morgen um einen sonnigen Tag bitten?“ Olaf antwortet: „Wäre mir ein Vergnügen! Ein schöner Sonnentag wäre natürlich ein Segen!“ Darauf Hägar: „Da sagt Ihr was! Regen wäre für die Brandpfeile meiner Bogenschützen ein absolutes Desaster!“ Olaf entrüstet: „Bitte ihn doch selber!“

Über Hägars Unverfrorenheit kann man heute schmunzeln und der abweisenden Reaktion des Mönches recht geben. Ab 1914 allerdings, seit Ausbruch des Ersten Weltkrieges, haben Pfarrer und Kirchen ganz anders geredet als Bruder Olaf, haben sie doch das Ansinnen, für gutes Kriegswetter zu beten, nicht abgelehnt, ganz im Gegenteil. Die sonntäglichen Predigten fast überall, auch hier in Dortmund, ebenso wie Verlautbarungen von Kirchenleitungen sind von einer unsäglichen Kriegsbegeisterung geprägt. Barth ist zutiefst enttäuscht darüber, dass die deutsche evangelische Kirche „zum größten Teil feldgrau angestrichen“ ist. Ähnliches gilt übrigens auch für die Kirchen der anderen kriegsbeteiligten Staaten.

In Barths Predigten des Jahres 1914 hört sich das so an: Der Krieg ist „vor Allem eine Niederlage des Christentums“, wird er doch begleitet, gerechtfertigt und geradezu geweiht durch eine „tolle Vermischung von Vaterlandsliebe, Kriegsbegeisterung und christlichem Glauben“. Auf den Koppelschlössern der Soldaten steht „Gott mit uns.“ Der Gott dieser bei allen Kriegsparteien die Waffen segnenden Kirche ist für Barth nicht der christliche Gott. Dieser Gott bestätigt und bestärkt ja offensichtlich doch nur, was die Menschen auch ohne ihn wollen und tun. So hört und handelt eine Kirche, die sich selbst predigt und nicht Jesus Christus. Diese Kirche und der Gott dieser Kirche macht es den Leuten recht, und genau darum ist diese Kirche eine falsche Kirche und dieser ihr Gott ein falscher Gott.

Aber wer ist Gott dann? Wie ist Gott dann? In diesen Jahren reift bei Barth eine Erkenntnis, die von da an sein gesamtes Denken prägen wird und die er in den Formeln zuspitzt: „Gott ist anders“, denn „Gott ist Gott“. Damit grenzt er sich ab von der Weise, in der zu seiner Zeit häufig von Gott geredet wird: Gott kann erfahren und erkannt werden in allgemeinen religiösen Gefühlen, im Gang einer die Menschheit zu immer größeren Hö-

hen führenden Geschichte, in den bewegenden Geniewerken von Musik, Kunst und Literatur oder mittels philosophischer Gedanken. Dem allen stellt Barth ein Nein entgegen. Und er fügt hinzu: Gott kann nur in und durch die Bibel erkannt werden, sein göttliches Wort nur in den menschlichen Wörtern der biblischen Bücher.

Und dann noch genauer: Wer christlich von Gott reden will, muss von Jesus Christus reden. Wer den christlichen Gott erkennen will, muss Jesus Christus kennen. Nicht um Gott an sich oder Gott als solchen geht es Barth, sondern um den Gott, der sich in und durch Jesus Christus erkennen gibt. In Jesus Christus zeigt Gott sich, wer und wie er ist, ihm offenbart er seine Menschenfreundlichkeit. Gottes Offenbarung trägt einen Namen: Jesus Christus. Dieser Jesus Christus macht es nicht den Menschen recht, sondern er bringt Menschen zurecht, indem er es Gott recht macht.

Denn Gott, der sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass durch uns entstünde die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.

Wir machen einen Sprung ins Jahr 1933, in den Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft. Ähnlich wie ab 1914 sieht Barth sich erneut gefordert, gegen den gesellschaftlichen, kirchlichen und theologischen Zeitgeist aufzustehen und anzureden. Wie sieht dieser Zeitgeist aus? Eine Mehrheit der Deutschen wählt die NSDAP. Adolf Hitler wird von vielen in der Kirche nicht nur als politischer Heilsbringer, sondern ausdrücklich als von Gott gesandter Führer begrüßt und verehrt. Eine Gruppierung mit dem Namen Deutsche Christen gewinnt vielerorts in Deutschland viele Stimmen und Sitze bei Presbyteriumswahlen, auch hier in Dortmund. Sie will die Kirche im Sinne des Nationalsozialismus reformieren. Darum werden die Juden als Fremdkörper im deutschen Leibe abgelehnt und weite Teile des Alten Testaments als unwichtig abgetan. Christen mit jüdischen Vorfahren sollen aus der Kirche ausgeschlossen werden. Auch soll die Kirchenmusik „judenrein“ werden, weshalb Werke von etwa Felix Mendelssohn-Bartholdy nicht mehr aufgeführt werden dürfen. Die Kirche soll nach dem Führerprinzip autoritär von oben her geleitet werden. Und Jesus wird zu einer Art germanischen Helden umgedeutet.

In Opposition dazu bildet sich deutschlandweit die Gruppierung Bekennende Kirche, deren wichtiger theologischer Wortführer Barth wird; hier in Dortmund sind besonders prägend die Pfarrer Karl Lücking an

St. Reinoldi sowie Fritz Heuner und Hans Joachim Iwand an St. Marien. Ähnlich wie 1914 sieht Barth eine ganz und gar unbiblische Vermischung von gesellschaftlichem und politischem Zeitgeist mit dessen christlicher und kirchlicher Bestätigung, Bestärkung und Segnung. Und wieder ist für Barth hier ein anderer Gott zu hören, der eben nicht der Gott der Bibel ist, sowie ein anderer Jesus Christus, der nur mehr ein Zerrbild des neutestamentliche ist. Dem muss widerstanden werden, denn das ist Irrlehre, ist falsche prophetische Rede einer Kirche, die es den Leuten nur allzu recht macht.

Barth entwirft eine Theologische Erklärung, die sich die Synode der Bekennenden Kirche am 31. Mai 1934 in Barmen zu eigen macht. Inzwischen gehört sie zu den verbindlichen Bekenntnissen unserer Kirche. In unserem Evangelischen Gesangbuch steht sie auf den Seiten 1377 bis 1380.

These 1 stellt Jesus Christus als einzige Offenbarung Gottes heraus, weshalb „andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten“ nicht Offenbarung Gottes sind. – These 2 lehnt die Vorstellung einer Eigengesetzlichkeit der Welt etwa im Bereich der Politik ab, in der Gottes Gebote dann keine Geltung haben. „Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären“. – These 3 verbietet es der Kirche, „die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Ordnung zu überlassen.“ – These 4 stellt heraus, dass es in der Kirche keine „mit Herrschaftsbefugnissen ausgestattete Führer“ geben dürfe. – Und These 5 schließlich spricht dem Staat das Recht ab, „die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens“ und somit auch der Kirche zu werden.

Was ich jetzt fortgelassen habe, ist die jeweilige biblische und theologische Begründung dieser Verwerfungssätze. Dabei gehören sie unbedingt dazu, denn die genannten Ablehnungen stehen nicht im luftleeren Raum. Denn das zeichnet Barth nicht nur hier, sondern in seinem gesamten Denken aus: Jede ethische Forderung erwächst auf dem Boden 4 einer dogmatischen, also einer biblischen und theologischen Begründung. Ebenso gilt umgekehrt: Jede biblische und theologische Aussage hat bei Barth Folgen für Leben und Handeln von Einzelnen sowie der Kirche.

Wahre Kirche, wahre prophetische Kirche ist Kirche nur dann, wenn sie die jeweilige gesellschaftliche und politische Wirklichkeit sieht und beur-

teilt auf dem Boden der biblischen Wahrheit. Dieses sich daraus ergebende und ihn lebenslang begleitende Spannungsverhältnis hat Barth in seiner Safenwiler Pfarramtszeit einmal folgendermaßen beschrieben: Er brüte abwechselnd über dem Neuen Testament und der Zeitung mit dem Ziel, beide miteinander in Beziehung zu setzen und zu verbinden. Er will die Wahrheit der Bibel in den Wirklichkeiten der sich in der Zeitung widerspiegelnden Welt als Trost und Mahnung hörbar machen.

Es ist unbequem, es erfordert durchaus Mut und Zivilcourage oder besser: es erfordert Gottescourage, das Andersartige und Widerständige Gottes zu ergründen und auszusprechen. Das ist die Erfahrung von bekennenden Christinnen und Christen seit Anbeginn der Kirche. Das wird auch zu Barths Erfahrung, denn seitens des Staates, seitens der Universitäten und auch seitens seiner Kirche erfährt er heftigen Widerspruch und Ablehnung. 1935 muss er als Schweizer Staatsbürger Deutschland verlassen. Gleichwohl hält Barth daran fest: Um Gottes Willen darf sich die Kirche nicht neutral aus allem heraushalten. 1938 heißt es in einem Vortrag:

„Eine Kirche, die aus lauter Angst, nur ja von keinem ‚Kotflügel‘ gestreift zu werden, nur ja nicht in den Schein kommen will, Partei zu ergreifen, nie und nimmer Partei zu sein sich getraut, sehe wohl zu, ob sie sich nicht notwendig wirklich kompromittiere: mit dem Teufel nämlich, der keinen liebener Bundesgenossen kennt als eine in der Sorge um ihren guten Ruf und sauberen Mantel ewige schweigende, ewig meditierende und diskutierende, ewig neutrale Kirche: eine Kirche, die (...) zum stummen Hunde geworden ist.“

Nun könnte es scheinen, als lebe Barth ständig im Widerspruch, als sei er ein Theologe des Nein und als fordere er eine Kirche, die ständig nur Nein sagt. Doch dieser Schein trügt. Grunderkenntnis und Grundlage von Barths Bibelverständnis ist ein Ja, nämlich Gottes großes Ja zu uns Menschen. Barth benutzt den biblischen Begriff Bund. Gott in seiner Liebe schließt einen unverbrüchlichen Bund mit uns Menschen, der unabhängig davon gilt, ob wir dem zustimmen oder nicht. In diesem Bund zeigt sich Gottes Menschenfreundlichkeit. Und dieser Bund ist in Jesus Christus Mensch geworden.

Was diese dogmatische, also biblische und theologische Aussage in einer konkreten Situation für ethische Folgen haben kann, entfaltet Barth im Januar und Februar 1945 gehaltenen Vortrag. Noch wütet der Krieg, auch

wenn sein Ende abzusehen ist. In Europa wachsen Hass und Verbitterung sowie die Ablehnung Deutschlands; Zustimmung findet dagegen das Zerbomben deutscher Städte: Geschieht ihnen doch nur recht. Barth dagegen macht sich mit diesem Zeitgeist nicht gemein, sondern schlägt ganz andere Töne an, wenn er den Ruf Jesu aus Matthäus 11, 28 „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“ prophetisch so auslegt: ⁵

„Her zu mir, ihr Unsympathischen, ihr bösen Hitlerbuben und -mädchen, ihr brutalen SS.-Soldaten, ihr üblen Gestaposchurken, ihr traurigen Kompromissler und Kollaborationisten, ihr Herdenmenschen alle, die ihr nun so lange geduldig und dumm hinter eurem sogenannten Führer hergelaufen seid! Her zu mir, ihr Schuldigen und Mitschuldigen, denen nun widerfährt und widerfahren muß, was eure Taten wert sind! Her zu mir, ich kenne euch wohl, ich frage aber nicht, wer ihr seid und was ihr getan habt, ich sehe nur, daß ihr am Ende seid und wohl oder übel von vorne anfangen müsst, ich will euch erquicken, gerade mit euch will ich jetzt vom Nullpunkt her neu anfangen! Wenn diese, die Schweizer, geschwollen von ihren demokratischen, sozialen und christlichen Ideen (...) an euch nicht interessiert sind, ich *bin* es; wenn sie es euch nicht sagen wollen, *ich* sage es euch: Ich bin *für* euch! Ich *bin* euer Freund!“

Gegen den Missklang eines allgemein verbreiteten menschlichen Nein zu den Deutschen ertönt bei Barth der Wohlklang von Gottes Ja. – Und nun, in einer ganz anderen politischen und gesellschaftlichen Situation, liegt es heute an uns herauszufinden, wo im Namen Gottes ein klares Nein gefordert ist gegen gewisse Stimmungen und Tendenzen in unserem Land. Wir dürfen uns dabei nicht von jenen Stimmen beirren lassen, die unser Reden und Handeln beschränken möchten auf eine vermeintlich harmlose Innerkirchlichkeit. Dabei ist es doch gerade das Innere, der Kern unseres Glaubens, der allen Menschen gilt, nämlich der Wohlklang des großen Ja unseres menschenfreundlichen Gottes. Eben nicht an Menschenwünschen sollen wir uns orientieren, sondern am Gotteswillen. Gebe Gott uns dazu Mut, Einsicht und Verstand und in alldem seinen Segen. Denn nur dann und nur so können wir heute wahre Kirche sein. – Amen.

(Eine erste Fassung dieser Predigt wurde am 1.9.2019 in der Lutherkirche Dortmund-Asseln gehalten. Dabei brachte der Organist zu Beginn und zum Abschluss des Gottesdienstes Kompositionen von Wolfgang Amadeus Mozart zu Gehör. Die Predigt endete darum mit der folgenden Passage.)

Dieses Ja übrigens vernimmt Barth nicht zuletzt im Wohlklang der Musik von Wolfgang Amadeus Mozart. Diesen Komponisten schätzt und liebt er mehr als alle anderen. Vor dem Schlafengehen pflegte er eine Mozart-Schallplatte zu hören, und allmorgendlich ließ er sich durch Mozart-Musik wecken. Warum gerade Mozart?

Barth hört bei Mozart „das wirkliche Leben in seiner Zwiespältigkeit, aber ihr zum Trotz auf dem Hintergrund der guten Schöpfung Gottes“. Um es mit den Worten unseres Predigttextes zu sagen: Barth hört bei Mozart „*Licht (...) aus der Finsternis hervorleuchten*“, hört bei ihm „*einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben*“. Barth schätzt an Mozart, dass in seiner Musik „die Freude das Leid, ohne es auszulöschen, überholt, das Ja stärker als das immer noch vorhandene Nein zum Klingen kommt.“

Hier haben wir es also wieder: Das Ja Gottes ist stärker als jedes Nein, stärker als jedes menschliche und auch stärker als jedes göttliche Nein. – Und schließlich noch diese⁶ augenzwinkernde Bemerkung in einem fiktiven Brief Barths an Mozart im Himmel zu dessen 200. Geburtstag im Jahre 1956:

„Wie es mit der Musik dort steht, wo Sie sich jetzt befinden, ahne ich nur in Umrissen. Ich habe die Vermutung, die ich in dieser Hinsicht hege, einmal auf die Formel gebracht: ich sei nicht schlechthin sicher, ob die Engel, wenn sie im Lobe Gottes begriffen sind, gerade Bach spielen – ich sei aber sicher, daß sie, wenn sie unter sich sind, Mozart spielen und daß ihnen dann doch auch der liebe Gott besonders gerne zuhört.“

Wir haben zum Eingang Mozart gehört und werden ihm gleich als Nachspiel noch einmal lauschen dürfen. Hoffen wir darauf, dass nicht nur wir, sondern auch der liebe Gott gerne zuhört. – Amen.

EG 136,1-4

Zitate aus Karl Barth: Predigten 1914. Hg. von Ursula und Jochen Fähler; Gesamtausgabe Band 5, Zürich 1974.

Predigten 1916. Hg. von Hermann Schmidt; Gesamtausgabe Band 29, Zürich 1998.

Eine Schweizer Stimme 1938-1945; Zürich 1945.

Wolfgang Amadeus Mozart 1756/1956; Zürich 1956.

Prof. Dr. Hans- Martin-Lübking „Du sollst dir kein Bild von Gott machen.“

(2. Mose 20,4)

16

Liebe Gemeinde!

Bilder haben Macht! Erinnern Sie sich noch, wie 2015 das Bild von dem ertrunkenen kleinen Jungen um die Welt ging, der in Griechenland an den Strand gespült worden war? Am nächsten Tag rief Jean-Claude Juncker Angela Merkel an: „So kann das nicht weitergehen. Wir müssen etwas tun.“ Kurz darauf die bewegendes Bilder vom Marsch der Flüchtlinge über die ungarische Autobahn. Der österreichische Kanzler und die deutsche Kanzlerin einigen sich: „Wir lassen sie durch.“ Und dann die Selfies von Flüchtlingen mit Angela Merkel: „Seht, so nimmt uns Deutschland auf!“ Bilder, die in kurzer Zeit in den Flüchtlingslagern die Runde machten. Bilder haben Macht! Doch Bilder sind auch trügerisch. Viele Schülerinnen und Schüler wollen heute am liebsten Influencer werden – wie Cathy Hummels, Caro Daur oder die Zwillinge Lisa und Lena, die ihre Klamotten, ihre Kosmetika, ihre Sonnenbrillen, ihre Handtasche oder ihr Lieblings-Joghurt ins Internet stellen und als Multiplikatoren für Werbung viel Geld verdienen. Ihnen sagen diese Namen vielleicht nichts, unter Jugendlichen haben sie jedoch Millionen „follower“. Fast immer geht es um Konsum und einen bestimmten Lifestyle, so gut wie immer sind es inszenierte Bilder, die mit dem Alltag der meisten Menschen nichts zu tun haben. Bilder haben Macht! Aber Bilder stimmen oft gar nicht.

In der Bibel heißt das zweite Gebot: „Du sollst dir kein Gottesbild machen noch irgendein Abbild oder Gleichnis, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht.“

Religionsgeschichtlich ist dieses Gebot einzigartig. In der Antike bedeutete es damals nicht weniger als eine Kulturrevolution. Denn überall in Israels Umwelt, bei den Babyloniern, bei den Griechen, bei den Römern, bei allen Völkern damals, galt gerade der als besonders fromm, der viele Götter verehrte, der in seinem Haus einen oder mehrere Hausaltäre hatte und seine Umgebung schmückte mit heiligen Zeichen und Symbolen. Überall in den Häusern, auf den Straßen und auf den Plätzen umgab man sich mit sichtbaren Zeichen religiöser Kräfte, weil man sich vergewissern wollte, dass gute Mächte einen im Leben begleiteten und schützten. Die Welt



war voller Götter und göttlicher Zeichen, voller Statuen und Kultbilder. Nun wusste man in Babylon, in Athen oder Rom auch, dass die Bilder selbst keine Götter waren. Doch das Bild vergewisserte den Menschen der Nähe, der Anwesenheit, der Zugänglichkeit des Gottes. In der Götterstatue war der dargestellte Gott unter den Menschen anwesend. Darum konnte auch nicht irgendwer so eine Statue anfertigen. Sondern ein Orakel musste den Auftrag dazu gegeben haben – und anfertigen durften das Bild auch nur bestimmte Handwerker, denen nach der Fertigstellung die Hände symbolisch „abgeschlagen“ wurden. Es war eine ernste Sache mit den Götterstatuen: Morgens wurden sie symbolisch geweckt, sie wurden jeden Tag gewaschen und gesalbt, sie wurden bekleidet und mit Opfergaben ernährt. Und wehe, sie gingen verloren oder wurden im Krieg von Feinden erobert! Dann waren der Staat oder die Stadt entscheidend geschwächt. Denn der auf dem Bild dargestellte Gott konnte nicht mehr helfen. All das sollte es in Israel und bei den Juden nicht geben. Allein in Israel gab es das Gebot: „Du sollst dir kein Bild von Gott machen.“ Mit dem Bilderverbot wurde der biblische Gott zu einem unvergleichlichen Gott erklärt. Weder im Himmel noch auf der Erde noch unter der Erde, also überhaupt nicht, finden wir Stoff und Material, das uns eine einleuchtende und lebensnahe Vorstellung von Gott geben könnte. Gott ist kein Ding dieser Welt, darum kann man ihn wissenschaftlich nicht beweisen und ihm auch mit einem Super-Computer, einem Weltraum-Teleskop oder einem Teilchenbeschleuniger nicht auf die Spur kommen. Gott ist kein Teil dieser Welt, sondern ihr überlegener Schöpfer. Kein noch so atemberaubender Gedanke unseres Geistes, keine mathematische Gleichung, keine noch so faszinierende Naturschönheit dieser Erde bringt uns den biblischen Gott ein Stück näher. Alle Versuche, sich Gott irgendwie oder irgendwo vorzustellen, scheitern daran, dass Gott größer und noch ganz anders ist als alle Bilder, die wir uns von ihm machen.

Von allen bekannten Theologen hat Karl Barth das Bilderverbot der Bibel wohl am meisten ernst genommen. Als er 1914, zu Beginn des ersten Weltkriegs, feststellen muss, dass seine theologischen Lehrer in Deutschland die Kriegspolitik Kaiser Wilhelms öffentlich unterstützen, ist er zutiefst entsetzt, „wie jetzt in Deutschland Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durcheinander geraten“. Er beschließt, noch einmal ganz von vorn die Bibel zu lesen. Das Ergebnis ist ein Kommentar zum Römerbrief des Paulus. Das Buch erregt großes Aufsehen und übt einen ungewöhnlichen Einfluss auf eine desillusionierte Generation von Theologen nach dem 1. Weltkrieg aus. Es ist eine flammende Absage

an das Christentum der letzten Jahrhunderte, für das Gott nur bedeutet habe, „in etwas erhöhtem Ton vom Menschen zu reden“. In einer oft mitreißenden Sprache rechnet Barth hier mit allen Versuchen ab, Gott vor den Karren menschlicher Leistungen und kultureller Entwicklungen zu spannen. Um einen Eindruck davon zu geben, wie Barth hier von Gott redet, zitiere ich einen einzigen Satz aus dem Römerbrief-Kommentar: „Gott, die reine Grenze und der reine Anfang alles dessen, was wir sind, haben und tun, in unendlichem qualitativen Unterschied dem Menschen und allem Menschlichen gegenüberstehend, nie und nimmer identisch mit dem, was wir Gott nennen, als Gott erleben, ahnen und anbeten, das unbedingte Halt! gegenüber aller menschlichen Unruhe und das unbedingte Vorwärts! gegenüber aller menschlichen Ruhe, das Ja in unserem Nein und das Nein in unserem Ja, der Erste und der Letzte und als solcher der Unbekannte, nie und nimmer aber eine Größe unter andern in der uns bekannten Mitte, Gott, der Herr, der Schöpfer und Erlöser – das ist der lebendige Gott!“

Vom Menschen aus, sagt Barth, führt kein Weg zu Gott. Vom Menschen aus gelangt man nur zu Wunschbildern und Ersatzgöttern. Gott kann nur da erkannt werden, wo er sich dem Menschen zuwendet und sich ihm zu erkennen gibt.

Jahre später wird Barth zum schärfsten kirchlichen Gegner des Nationalsozialismus und der nationalsozialistischen Glaubensbewegung der „Deutschen Christen“. In einer damals in Siegen gehaltenen Predigt über das Bilderverbot heißt es: „Und nun sind wir in unseren Tagen ernstlich erschrocken angesichts der fast unzweideutig gewordenen Tatsache, dass im deutschen Volk wieder einmal eine mächtige Bewegung entstanden ist zur Herstellung, zur Anbetung und zum Dienst eines eigenmächtigen Gottesbildes.“ Im damaligen Führerkult um Adolf Hitler sah Karl Barth im Grund einen neuen Götzenkult. Als er darum aufgefordert wurde, als Beamter den Treueid auf Adolf Hitler abzulegen, verweigerte er sich diesem Eid, weil er sich, wie er sagte, nicht „mit Haut und Haar, mit Leib und Seele diesem einen Manne verschreiben“ könne, der sich über Recht und Gesetz gestellt habe und wie „Zar und Papst in einer Person“ Gefolgschaft verlange. Barth wurde als Professor in Bonn entlassen, er ging zurück nach Basel in die Schweiz und setzte dort seine theologische Arbeit fort.

„Du sollst dir kein Bild von Gott machen“, sagt das 2. Gebot. Dabei machen wir uns ja alle in der Regel irgendwelche Bilder von Gott. Als Kinder haben wir uns vielleicht Gott als einen gütigen, weisen, uralten

Mann vorgestellt, der wie ein König auf einem Thron im Himmel sitzt und liebevoll auf die Erde hinunterschaut. Doch dieser Kinderglaube an den lieben Gott im Himmel zerbrach dann irgendwann - und seitdem herrscht bei vielen Menschen in religiösen Fragen eine große Unsicherheit. Viele sagen dann bloß: Es muss doch eine „höhere Macht“ geben und lassen dabei offen, was sie darunter verstehen. Andere sagen scheinbar selbstbewusst: „Ich glaube nur, was ich sehe.“ Als wahr gelten dann allein sogenannte reale Fakten, nackte Tatsachen, greifbare Resultate.

Die Menschen in der Bibel wussten noch, dass es für uns Menschen besser ist, Gott nicht zu sehen. „Weh mir, ich vergehe“, ruft der Prophet Jesaja, als er dem lebendigen Gott begegnet. Wir begegnen Gott hinter der Schwelle des Todes. Das ist früh genug. Im Leben sollten wir uns mit seinen Worten begnügen. Die sind eindeutig genug. Gott selbst ist - Gott sei Dank - für uns Menschen unsichtbar, für unsere Sinne unerreichbar, für unseren Verstand unbegreifbar. Wäre er das nicht, wäre er nicht Gott, sondern ein Götze. „Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann“, heißt es im 1. Timotheusbrief.

Doch offenbar ist es schwer, auf einen Gott zu vertrauen, den man weder sehen noch erleben noch anfassen kann. Nichts zeigt dies besser als die Geschichte vom Goldenen Kalb. Als das Volk Israel sah, dass Moses' Rückkehr vom Berg Sinai ausblieb, rief es: „Auf, wir wollen uns Götter machen, die vor uns hergehen!“ Und sie rissen sich die goldenen Ringe und Reifen von Ohren und Händen, schmolzen das Gold ein und machten daraus ein goldenes Stierbild - ein Symbol der Kraft und Stärke, ein Gott zum Anfassen, hergestellt aus dem Gold dieser Welt. Als Mose dann vom Berg hinabsteigt und sieht, dass das Volk sich ein „Goldenes Kalb“ gebastelt hat, genau in dem Moment, in dem er die Zehn Gebote bekommen hat, wird er zu Recht stinksauer. Denn das 2. Gebot heißt: „Du sollst dir von Gott kein Bild machen!“

„Du sollst dir von Gott kein Bild machen?“ Gar nicht? Geht das? Wie können wir von dem unsichtbaren, verborgenen Gott anders reden als in Gleichnissen und Bildern?

Das 2. Gebot konfrontiert uns mit der grundsätzlichen Verlegenheit jedes menschlichen Redens von Gott. Niemand von den bekannten Theologen hat das klarer gesehen als Karl Barth. Er war ja ursprünglich Gemeindepfarrer und seine ganze Theologie kam aus dem Pfarramt. Seine Ausgangsfrage war: Rede ich als Pfarrer wirklich von Gott oder rede ich

von mir, von meiner Religion, von meiner Frömmigkeit und von meinen Interessen? Die Menschen, die am Sonntagmorgen in die Kirche kommen, kommen doch mit der Frage, ob die Botschaft von Gott wirklich zuverlässig ist.

Karl Barth hat diese Situation in drei berühmt gewordenen Sätzen zusammengefasst. Diese Sätze bilden so etwas wie das Motto von Barths Theologie: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.“ Das heißt: Letztlich kann nur Gott selbst angemessen von Gott reden. Karl Barth war überzeugt, dass Gott geredet hat: in der Geschichte Gottes mit Israel und im Leben, Sterben und in der Auferstehung des Jesus von Nazareth, so wie dies in der Bibel bezeugt wird. Er hat sich getraut, Gott beim Wort zu nehmen (das ist es eigentlich, was Karl Barth auszeichnet) - und darum denkt er in seinem Riesenwerk in immer neuen Anläufen der Geschichte Gottes mit uns Menschen nach, wie sie in der Bibel erzählt wird. Dabei laufen für ihn alle Linien zwischen Gott und Mensch in der Person und in der Geschichte des Jesus von Nazareth zusammen. Darum hat er in jeder Wohnung, in jedem Haus, das er bewohnte, über seinen Schreibtisch das Bild vom Isenheimer Altar des Matthias Grünewald aufgehängt. Auf diesem Bild zeigt Johannes der Täufer mit einem unnatürlich langen Finger auf den Gekreuzigten. Von diesem Finger hat Karl Barth gesagt: „Diese Hand ist's, die in der Bibel dokumentiert ist.“

„Du sollst dir von Gott kein Bild machen.“ Und doch ist die Bibel, die das strengste Bilderverbot der Religionsgeschichte enthält, selbst randvoll von Gleichnissen und Bildern, mit denen hier von Gott gesprochen wird: Gott ist der gute Hirte, er wird König, Richter, Arzt, Vater oder Mutter genannt. Sein Auge schaut nach den Menschenkindern auf der Erde, mit ausgerecktem Arm errettet er sein Volk, sein Mund spricht Worte des Zorns oder der Liebe. Licht ist das Kleid, das er anhat, und die Erde ist der Schemel seiner Füße. Alle diese Bilder sind nur Gleichnisse, Sprachbilder, sie wollen nicht aussagen, wie und wer Gott an sich ist, sondern wie Menschen sein Handeln erfahren haben: wie eine Burg mit dicken Mauern, in der ich sicher und geborgen bin; wie eine Quelle, aus der ich frisches Wasser schöpfen kann; wie eine Mutter, die mich trösten kann. Wir kennen Gott nicht an und für sich, sondern nur so, wie er Menschen begegnet ist, die dann in Gleichnissen und Bildern davon erzählt haben.

Doch immer, wenn wir im Begriffe sind, uns mit einem möglichst schönen Bild von Gott einzurichten, etwa dem Bild vom guten Hirten oder von der sorgenden Mutter, dann meldet sich das Bilderverbot und warnt: „Pass auf, dass aus deinem Gottesbild kein Kuschel-Bild deiner persönlichen Gottesvorstellung wird.“ Gott ist noch anders, er entspricht nicht unseren menschlichen Wunschvorstellungen. Gott ist ein Geheimnis, das wir nicht ergründen können, ein lebendiger Gott.

Bilder haben Macht, sagte ich zu Anfang. Wir sind heute umgeben von einer ungeheuren Bilderflut - im Fernsehen, in Zeitschriften, in der allgegenwärtigen Werbung, vor allem im Internet. Alle nasenlang klingelt es bei WhatsApp, weil wieder eine neue Nachricht, ein neues Bild angekommen ist. Warum machen Menschen heute von allem und jedem und überall Fotos? Von mir gibt es zwei Fotos als Kleinkind, von meiner Enkelin Hunderte. Bilder sind Beweise, genauer: sie sollen Beweise sein: „So sieht das hier im Urlaub aus, so sieht der größte Weihnachtsbaum der Welt in Dortmund aus, so sieht meine neue Hose aus - ist die nicht chic?“ Bilder sollen Beweise sein, sind es aber nicht. Sie können falsch sein, sie sind nicht eindeutig, sie müssen erklärt werden, sie dienen bestimmten Interessen. Wir hätten zwar gern Eindeutigkeit, wir hätten gern Beweise. Aber das ist Illusion. Wir müssen Uneindeutigkeit, Unsicherheit, Zweifel im Leben aushalten. „Man sieht nur mit dem Herzen gut“, sagte schon Antoine de Saint Exupery. Das Wichtigste im Leben lässt sich nicht fotografieren. Von Gott gibt's keine Bilder. Man bekommt ihn nicht aufs Foto. Auch der schönste Sonnenuntergang über dem Meer, das spektakulärste Alpenpanorama oder der grandiose Sternenhimmel im Januar sind keine Bilder von Gott. Da bekommt man vielleicht eine Ahnung von einer tieferen Wahrheit, da stellt sich vielleicht Ehrfurcht ein - aber Gott ist noch mehr. Er ist hinter den Bildern, verborgener, größer als unsere Vorstellungen und Empfindungen. Da können wir nur vertrauen - da dürfen wir aber auch vertrauen. Amen.

I

Karl Barth, Schweizer Bürger und damals Theologieprofessor in Bonn, schrieb am 16. Dezember 1933 einen Brief an den „*Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung*“ in Berlin. Ich lese daraus einige Zeilen:

Hochgeehrter Herr Staatsminister!

Mir ist vorgestern, den 14. Dezember von Se. Magnifizienz dem Herrn Rektor der Universität Bonn, der Befehl erteilt worden, meine Vorlesungen in Zukunft mit dem „deutschen Gruß“ zu eröffnen...

Ich meine den „deutschen Gruß“ als eine ernste Angelegenheit verstehen und behandeln zu sollen, nämlich als die Symbolhandlung der Anerkennung des Totalitätsanspruches der Volkseinheit im Sinne des nationalsozialistischen Staates. ... In der Theologie geht es, auch wenn sie an der Universität und in einem staatlichen Dienstgebäude gelehrt wird, ... um die Verkündigung des Evangeliums. Auf diese Sache kann sich der Totalitätsanspruch der Volkseinheit nicht beziehen, sondern in ihr findet er seine sinngemäße Grenze und zwar darum, weil er hier auf einen anderen, überlegenen Totalitätsanspruch stößt.

Würde ich zur Eröffnung meiner Vorlesungen jene Symbolhandlung vollziehen, so würde ich den genannten Sachverhalt, der zu den selbstverständlichen Voraussetzungen meiner Lehrtätigkeit ...gehört, durch die Tat verleugnen. Das ist mir verwehrt und das kann ich nicht tun.- Ich kann diesen Befehl aus den ... genannten Gründen nicht ausführen. ...Ich erhebe Beschwerde gegen diesen Befehl und bitte, daß Se. Magnifizienz der Herr Rektor veranlasst werde, ihn zurückzunehmen.¹

Da verwundert es kaum, dass Karl Barth ein Jahr später aus dem Dienst entlassen wurde, als er auch noch den Eid auf den Führer verweigerte.

1 In ausgezeichnete Hochachtung Ihr sehr ergebener
[gez.] Prof. D. K. Barth aus: Brief Karl Barth vom 16.12.1933 an Reichsminister Rust in: RheinReden
Texte aus der Melancthon-Akademie des Evangelischen Kirchenverbandes Köln und Region Ausgabe
2019 S. 161ff

Was jedoch erheblich verwundert, ist Barths Behauptung, dass das Evangelium einen *Totalitätsanspruch* hat wie der nationalsozialistische Staat. Totalitätsanspruch – das ist systematische Unterwerfung des gesamten politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens, wie sie sich im nationalsozialistischen Staat beispielloos zeigte. Alle Lebensbereiche wurden reglementiert, gleichgeschaltet, der Staatsräson unterworfen, Menschen wurden unterjocht, gequält, ermordet – in unvorstellbarer Zahl.

Wieso aber dann *Totalitätsanspruch* des Evangeliums? Ja, halten wir fest: Gott erhebt Anspruch auf den ganzen Menschen. Totaliter. Ganz und gar. Und dieser Anspruch gilt nicht nur für Glauben und Kirche, sondern für alle Bereiche der Wirklichkeit. Das ist der *Basso continuo* der Theologie Karl Barths.

Aber dieser Anspruch Gottes ist nun alles andere als Willkür. Auch alles andere als Gleichschaltung. Gottes Anspruch unterwirft Menschen nicht, er befreit.

Das ist ja die freimachende Botschaft des heutigen Reformationstages, was wir Rechtfertigung nennen: Gott hat sich in Jesus Christus des Sünders angenommen, des Sünders, der mit vor Angst - oder vor Übermut - zusammengebissenen Zähnen alles daransetzt, das Leben zu gewinnen und dabei den fremden und den eigenen Ansprüchen zu genügen, der dabei stets drauf und dran ist, dem Chaos und dem Nichts die Schleusen zu öffnen, und dies auch immer wieder tut - der eigenmächtige, sündige Mensch, der ich bin, der dabei spürt und von der Furcht getrieben wird, dass sein Leben ins Leere gehen könnte, ja, in den ewigen Tod.

Diesem Sünder ist Heil zugesagt. In Christus hat Gott des Menschen Sünde und Tod zu seiner eigenen Sache gemacht und damit den Sünder wieder freigemacht zu leben. Christenmenschen leben in der Hoffnung auf Gottes Reich. Mit der Zusage: *Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.*

Heil. Totaliter. Ganz und gar. In Christus! Das ist der himmelweit überlegene Totalitätsanspruch des Evangeliums.

In diesem Anspruch des Evangeliums stößt der Totalitätsanspruch des Deutschen Grußes auf seine sinngemäße Grenze, so Karl Barth in seinem

Brief. Der deutsche Gruß rief *Heil, Heil* und war auf Todeswegen, ja auf mörderischen Pfaden, er öffnete dem Chaos und dem Nichts alle Schleusen in nie gekannter Weise. Unter der Parole *Ein Volk, ein Reich, ein Führer...*

Schon die Kriegstreiber des 1. Weltkriegs hatten die Rede von Gottes Reich für ihre Zwecke missbraucht, indem sie Luthers Liedzeile Das Reich muss uns doch bleiben! dreist auf das Deutsche Reich und die eigenen Kriegsziele bezogen hatten.

Karl Barth schrieb damals: *Ich habe eine Götterdämmerung erlebt, ... wie Religion und Wissenschaft restlos sich in geistige 42 cm Kanonen verwandelten. (Ich wurde irre) an der Lehre meiner sämtlichen Theologen in Deutschland, die meine Lehrer waren...²*

II

Umso nachdrücklicher erinnert Barth in seinem Aufsatz Rechtfertigung und Recht³ - 1938 - daran, was es mit dem Reich Gottes auf sich hat. Nein, kein Deutsches Reich, auch kein menschengemachtes Utopia, welcher Spielart immer. *Es ist der gewaltig hereinbrechende neue Aon von Gott her, auf den Christen ihre Hoffnung setzen.*

Wir haben vorhin die Lesung aus Offenbarung 21 gehört: *Und ich sah die Heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen.* Barth hält fest: In dem realen - vom Himmel herabkommenden - Staat sieht die irdische Kirche ihre Zukunft und Hoffnung, im himmlischen Jerusalem, dem *Königreich Gottes - mit einer politische Ordnung des ewigen Rechts, wo es keine Übertreter gibt und eine Stadt, deren Tore nicht verschlossen zu werden brauchen,*⁴ in einem Gemeinwesen (gr. πολιτεία), das keines Tempels und keiner Kirche mehr bedarf, weil Gott alles in allem sein wird - und alle das gleiche Bürgerrecht haben.

Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein.

Aber was sagt Karl Barth da? Er nennt dieses künftige Reich, das Christen noch nicht bewohnen können, aber in dem sie schon heute ihr Bürgerrecht

2 Zit. nach E. Busch, Lebenslauf, S. 93

3 Karl Barth, Rechtfertigung und Recht (RuR), Theologische Studien 104, Zürich 1970, S.28

4 RuR S.27

haben den *allein realen, nicht gedachten, sondern den allein wahrhaft seienden Staat*.⁵ Gottes zukünftiges Reich ist der reale Staat schlechthin. Diesen Pflock schlägt Barth ein.

Mit der Botschaft des Reformationstages: Wer dort Bürgerrecht hat, darf sich heute schon Freihals nennen. Freihälse wurden im Mittelalter solche Menschen genannt, die im buchstäblichen Sinne freie Häse hatten. Leute, deren Hals nicht in einem Sklavenring steckte; auf deren Schultern keine fremde Last lag. Freihälse durfte niemand vor den eigenen Karren spannen. Als Freihälse will Gott uns haben. Zu Freihäsen hat Gott uns bestimmt. Mehr noch: Zu Freihäsen hat Gott uns längst gemacht. Ohn´ unser Verdienst und Würdigkeit.

Durch Jesus Christus. Barth sieht die Geschichte Gottes mit dem Menschen ganz von Christus her. Das ist der andere Pflock, den er einschlägt. In Barths biblischer Diktion: *Christus, seine Gegenwart als die des erwürgten Lammes, macht [das neue Jerusalem] zu der Stadt des ewigen Rechts*.⁶ In Jesus Christus hat Gott sein ursprüngliches Recht auf den Menschen wiederaufgerichtet. Sünder werden zu Freihäsen die ewiges Bürgerrecht haben in Gottes künftigem Reich.

III

Aber, wenn's so ist, ist dann alles geritzt? Kann Christen dann nicht die Welt gleichgültig sein?

Im Gegenteil, sagt Barth. Die Kirche existiert in der von Gott zwar ver-söhnten, aber noch nicht erlösten Welt. Sie kann das Reich Gottes mit-nichten selber schaffen. Aber sie kann und soll Gottes kommendes Reich aller Welt ankündigen und darum das Fenster zur Welt hin weit aufreißen. Christus will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1.Timotheus 2,4).

Die Botschaft von der freien Gnade ausrichten an alles Volk.⁷ Dazu braucht die Christengemeinde Glaubens- und Bekenntnisfreiheit. Die kann ihr nur der irdische Staat garantieren, der das Zusammenleben aller Menschen ordnet und die Aufgabe hat, unter *Androhung und Ausübung*

5 RuR S.28

6 RuR S.29

7 Nach: Die Theologische Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen, 1934 These 6

von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen.⁸

Und was ist, wenn der Staat solche Glaubens- und Bekenntnisfreiheit nicht garantiert, sie vielmehr einschränkt oder gar verweigert? - wie so viele Staaten in Vergangenheit und Gegenwart?

Dann darf die Kirche nicht aufhören, sie einzufordern. Und umgekehrt darf sie nicht aufhören, für die Träger der Staatsgewalt zu beten. Die Garantie dieses Gebets gehört zu ihrem eisernen Bestand – so Barth. *Die Kirche wäre nicht Kirche, wenn sie an dem Auftrag, für die Träger der Staatsgewalt zu beten, vorüberginge.*⁹

Für Tyrannen beten? So manchem Menschen, der im KZ gequält wurde oder – später – in Bautzen einsaß, ist diese Forderung, für die Träger der Staatsgewalt zu beten, mehr als sauer aufgestoßen.

Barth setzt sich mit diesem Schmerz - schon 1938 – auseinander: *Die Kirche hat für die Träger des Staates vor Gott einzustehen. Einstehen... an ihrer Stelle die Anrufung Gottes zu vollziehen, die sie selber nicht vollziehen können, wohl auch nicht vollziehen wollen... Ohne danach zu fragen, ob die Träger des Staates dessen im Einzelnen würdig sind...*¹⁰

Barth schützt hier in keiner Weise Tyrannen, er besteht vielmehr darauf, dass Christen die Verantwortung haben, sie ins Gebet zu nehmen. Beten heißt: Gott Macht zusprechen und eigene Macht abgeben. Wer betet, erkennt an, dass Gott über den menschlichen Möglichkeiten steht. Beten hat mit „empowerment“ zu tun, sie stärkt das eigene Vermögen, denn wo das Gebet menschliche Macht relativiert, da relativiert es auch menschliche Ohnmacht.

Und: Wer betet, sagt Barth, wird auch für seine Anliegen arbeiten.¹¹ Beten ersetzt nicht das Handeln. Es drängt zum Handeln. Und doch ist Beten ist durch nichts zu ersetzen.

Wir stehen hier genau an jenem Punkt, an dem Karl Barth 1938 fordert:

8 Nach: Die Theologische Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen, 1934 These 5

9 RuR, S.31

10 RuR S.37

11 Die Christengemeinde betet für die Bürgergemeinde... Indem sie aber für sie betet, macht sie sich Gott gegenüber für sie verantwortlich, und sie würde das nicht ernstlich tun, wenn sie es beim Beten für sie sein Bewenden haben lassen, wenn sie nicht, eben indem sie für sie betet, auch tätig für sie arbeiten würde. Karl Barth, Christengemeinde und Bürgergemeinde (ChuB), Theologische Studien 104, Zürich 1970, S.57

Aus einer christlichen Sicht des Staates und aus dem Gebet für die Obrigkeit folge die tatkräftige, womöglich gar die gewaltsame Überwältigung der Tyrannei.

Wörtlich: „*Daß man in einer Demokratie zur Hölle fahren kann und unter einer Pöbelherrschaft oder Diktatur selig werden kann, das ist wahr. Es ist aber nicht wahr, daß man als Christ ebenso ernstlich die Pöbelherrschaft oder die Diktatur bejahen, wollen, erstreben kann wie die Demokratie.*“^{12 13}

Eine Christengemeinde von Freihälsen, die selber neu ins Recht gesetzt wurden, *wird nie auf der Seite der Anarchie und nie auf der der Tyrannei zu finden sein. Sie steht immer für den Rechtsstaat.*¹⁴

Und doch gibt es für Barth kein politisches Konzept, dass sich einfach das Etikett „*christlich*“ aufkleben könnte. Kein politisches Konzept kann das Reich Gottes verwirklichen in der noch nicht erlösten Welt.

Gegenüber allen politischen Konzepten wird die Christengemeinde vom Reich Gottes her ihre weitergehenden Hoffnungen und Fragen geltend machen.

Und doch kann sich vom Reich Gottes her eine *Richtung* oder *Linie* auftun für das politische Handeln von Christen, die - wie in einem Gleichnis/einer Analogie - abbildet, was das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit meint. Dann wählen Christen unter den politischen Möglichkeiten diejenige aus, in denen ein Spiegelbild dessen sichtbar wird, was dem Inhalt ihrer Botschaft entspricht.

Als vor nunmehr 30 Jahren die Menschen aus den Friedensgebeten in der Leipziger Nicolaikirche auf die Straße strömten mit dem Ruf Keine Gewalt, hielt ihre eine Hand eine Kerze und die andere schützte das Licht vor dem Wind. Keine Hand war frei für Gewalt. Spiegelbild ihrer Botschaft. Solche Spiegelbilder des Reiches Gottes helfen der Christengemeinde, sichtbar zu machen, worauf sie hofft.

Das lässt danach fragen: Was könnten solche Spiegelbilder der Hoffnung

12 RuR, S. 5

13 RuR S.45, Anm. 30b.

14 Karl Barth, Christengemeinde und Bürgergemeinde (ChUB), Theologische Studien 104, Zürich 1970, S.68

sein auf heute drängende Probleme, auf so unterschiedliche wie Verkehrskollaps, Handelskriege, Klimawandel, Hunger, Kinderarmut, Pflegenotstand, Digitalisierung, Ertrinken im Mittelmeer, abgehängte Regionen hierzulande und weltweit und vieles mehr.

Zu allerletzt: Ein Spiegelbild ganz anderer Art für seine Hoffnung auf Gottes Reich begegnete Karl Barth in der Musik Mozarts: *Ich habe zu bekennen, schrieb er, daß ich ... seit Jahren und Jahren jeden Morgen zunächst Mozart höre und mich dann erst ... der Dogmatik zuwende. Ich habe sogar zu bekennen, daß ich, wenn ich je in den Himmel kommen sollte, mich dort zunächst nach Mozart und dann erst nach Augustin und Thomas, nach Luther, Calvin und Schleiermacher erkundigen würde...*¹⁵

...Mozart war wunderbar frei von dem Krampf, selber durchaus etwas sagen zu müssen und zu sollen. Er gab sich vielmehr einfach dazu her, gewissermaßen die Gelegenheit zu sein, bei der als die Stimmen der Schöpfung ein bisschen Holz, Metall und Darmseite... und irgendwo in ihrer Mitte die menschliche Stimme...sich alle einfach hören lassen, alle spielen durften.... Er war selbst nur Ohr für jenes Klingen und sein Vermittler für andere Ohren {Er} lässt den, der Ohren hat zu hören, bis auf diesen Tag eben das hören, was wir am Ende der Tage einmal sehen werden: die Schickung im Zusammenhang.¹⁶

Und diese Schickung im Zusammenhang, die wir am Ende der Tage sehen werden, ist nichts Geringeres als Gottes Reich, das neue Jerusalem. Auf dem Wege dahin bewahre uns der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft. Amen.

15 aus: Bekenntnis zu Mozart in: Karl Barth, Wolfgang Amadeus Mozart; Zürich 1956, S 7f

16 Karl Barth, Die gute Schöpfung Gottes in: Der Unvergleichliche, Karl Barth über Wolfgang Amadeus Mozart, Berlin 1974, S.17ff i.A.

Pfarrer Ulrich Dröge „Glauben aus gutem Grund - Heilsame Erinnerung an Karl Barth. Der Ertrag...“

Lesung: Markus 1, 16+17

In diesen Tagen ist er wieder unterwegs: der ViertelSternStundenträger an der Reinoldikirche. Er wird abends über den Weihnachtsmarkt gehen und Menschen einladen, in die Reinoldi-Kirche zu kommen.

Im Lichtermeer und Trubel des Weihnachtsmarkts kündigt er auf dem Westenhellweg zwischen den Buden die ViertelSternStunde in St. Reinoldi an.

„Vertraute Adventlieder, ungewohnt vertont, sind die klingende Luft der ViertelSternStunde in der Kirche. Ganz wie bei einem klassischen Adventskalender, der in der Küche hängt, ist die Form immer gleich. Doch hinter jeder Tür versteckt sich eine Überraschung. Die Überraschung in der ViertelSternStunde sind die Geschichten - mal augenzwinkernd, mal bewegend und anrührend. Jeden Tag wird eine erzählt“. So in der Ankündigung der Veranstalter. Und tatsächlich: Menschen lassen sich einladen. Manchmal hundert, manchmal sogar zweihundert Menschen kommen abends in die Kirche, um etwas von Weihnachten, vom Advent, von der besonderen Zeit zu spüren und mitzunehmen.

Ich vermute, dass viele Menschen in ihrem tiefsten Innern spüren: hier wird eine Nachricht, ein Segenswort, eine gute Geschichte erzählt, die mir in meinem Leben weiterhilft. Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen wird spürbar und erlebbar. Am Ende stehen viele Menschen vor dem Taufbecken, um sich segnen zu lassen. Bendicere heißt segnen auf lateinisch: Gutes sagen wörtlich übersetzt. Gute Nachricht empfangen auf Griechisch: das Evangelium empfangen.

Ich vermute aber auch, dass diese Menschen normalerweise wenig mit dem zu tun haben, was in unseren Kirchen geschieht. Sie werden versuchen ihr Leben zu genießen, den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und ansonsten mit der Kirche und vor allem mit der Kirchensteuer nichts zu tun haben wollen.

Und doch: Ich frage mich, welche Art von Theologie wird diese Menschen noch in unserer Zeit erreichen. Worauf sind sie ansprechbar? Was geht sie

unbedingt an? Warum wird trotz aller Distanz zur Kirche doch wieder um jedes Kirchengebäude, das geschlossen werden soll, gekämpft? Vielleicht sind es gerade die Kirchen mit ihren Türmen, ihren besonderen Geschichten – und das ist nun mal auch die Reinoldi-Kirche in der Innenstadt – ein Symbol für etwas, was über unseren Verstand, über unsere sogenannte Realität hinausweist. Hinweis auf etwas ganz anderes, vielleicht auf den ganz anderen Gott?

„Glauben aus gutem Grund – Heilsame Erinnerung an Karl Barth“ – so haben wir diesen Gottesdienst überschrieben, der am Ende einer längeren Beschäftigung mit der Theologie und der Person Karl Barths steht. Karl Barth ist vor 51 Jahren verstorben und gehört sicherlich zu den bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts.

Ausgangspunkt seiner Theologie waren die Umbrüche, die die Menschen während und nach dem Ersten Weltkrieg in Europa beschäftigten. Karl Barth war damals Gemeindepfarrer im schweizerischen Safenwill und er verspürte in sich die Frage angesichts eines großspurigen Fortschrittsoptimismus, der durch den Krieg in Frage gestellt wurde, wie in dieser Zeit über noch von Gott recht geredet werden kann. Der neuzeitliche Mensch – so seine Meinung – hatte versucht die ganze Geschichte sich gefügig zu machen und sich damit faktisch an die Stelle Gottes gestellt. Dabei wurde aber wie selbstverständlich Gott als religiöse Bestätigungsinstanz in Anspruch genommen und somit wurde er zu einem willenslosen Erfüllungshelfen für die Wünsche der Menschen.

Ein Biograph Barths schreibt: „Karl Barth erhebt den Vorwurf, dass wir längst unser Gottesverständnis unseren doch eher zufälligen und meist kurzatmigen moralischen, rechtlichen und religiösen Weltanschauung untergeordnet haben, so dass wir von ihm de facto nicht mehr vernehmen als wir uns eben auch ohne ihn in der Lage sind“.

Karl Barth versuchte dann in den nächsten Jahren immer wieder neu nach Gott zu fragen. Welcher Gott zeigt sich denn in der Bibel, im Neuen Testament, in Jesus Christus? Sein ganzes theologische Denken war immer wieder von dieser Frage getrieben. Allein im Zeugnis der Bibel kann eine Neuorientierung gefunden werden. Nur so wird man über den Zirkel der Selbstbespiegelung hinauskommen. Und er will eine Theologie entwickeln, die im „Ton des Ostermorgens“ erklingt, denn nur so geht sie über das hinaus, was unseren Erwartungen entspricht, den Erwartungen der

Freisinnigen, der Individualisten, der Moralisten, der Rigoristen und der Nationalisten.

Gott selbst ist es, der sich offenbart und uns in seinem Sohn Jesus Christus seine ganze Menschlichkeit zeigt. Hier zeigt sich die Besonderheit der christlichen Theologie und auch sie ist wie die Kirche nur zu vergleichen mit dem überlangen Zeigefingers Johannes des Täufers, der auf den Gekreuzigten zeigt – so abgebildet auf dem Isenheimer Altar. Hier ist alles gut gemacht worden, weil Gott alles gut gemacht hat – hier ist die kritische Distanz zum Menschen gegeben und gleichzeitig überwunden.

So erzählt Karl Barth immer wieder von dieser Gegengeschichte. Und weil das Anderssein der eigenen Zeit um einer gewissen geistesgegenwärtigen Zeitgenossenschaft willen eigentlich immer an der Zeit ist – ist auch die Theologie Karl Barths heute an der Zeit.

Er hat viele tausend Seiten geschrieben. Und er kreist immer wieder auf diesen Seiten um das eine Thema der Selbstoffenbarung Gottes. „Immer wieder mit dem Anfang anfangen“. Immer wieder von der großen Begebenheit erzählen. Kritisch sein gegen religiösen und auch kirchlichen Betrieb. Immer wieder davon erzählen, dass Gott seine Schöpfung erhalten will und kann, immer wieder erzählen, dass das Heil des Menschen nicht in uns selbst, sondern im Tod und Auferstehung Jesu gefunden wird – besser Gott findet uns in unserer Verlorenheit und richtet uns auf.

In einer Predigt zum Advent hat er in der Basler Haftanstalt diese Gedanken 1956 wieder neu geäußert. (in *„Karl Barth Predigten 1954-1967“* hrsg. V. H. Stoevesandt, *Karl Barth – Gesamtausgabe 1. Predigten*, Zürich, 1979, S. 63-71) Übrigens hat er viele Jahre in dieser Zeit dort den Gefangenen das Evangelium verkündet. Wer einmal diese Predigten gelesen hat, spürt hier den leidenschaftlichen Theologen und Pfarrer, der er Zeit seines Lebens war.

Grundlage der Predigt ist der Anfang des Markusevangeliums: *„Jesus kam nach Galiläa, verkündigte das Evangelium Gottes und sprach: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium“.*

Schon am Anfang dieser Predigt wird schnell deutlich: hier spricht einer in die Zeit hinein. Jetzt und heute -so Barth- ist diese Botschaft zu hö-

ren. Nicht damals in Galiläa, sondern jetzt in Basel im Gefängnis, jetzt also auch hier in Dortmund, in einer Zeit der Klimakrise, der digitalen Revolution, der in Fragestellung der demokratischen Ordnungen, der Flüchtlingswellen: „Jesus kommt auch zu uns, in diese Kirche. Und dass er kommt, das ist das Weihnachtseignis. ... Er kommt zu uns Allen, er kommt auch dahin, wo man von ihm nichts wissen will – als stiller Gast und Zuhörer, aber freilich auch als stiller, aber strenger Richter und vor allem als der verborgene Heiland eines jeden Menschen, für alle menschliche Not“.

Damit wird der Ton des Evangeliums, der helle Ton des Ostermorgens angeschlagen. Denn dieser Jesus verkündigt das Evangelium Gottes. Und diese Botschaft ist ihm aufgetragen. Sie ist – so Karl Barth – gute Kunde von dem, was Gott ist, will und tut, und zwar auch für uns ist, will und tut. Er bringt kein Weltprogramm, keine politischen Lösungen – er bringt das Evangelium, das jetzt in dieser Zeit – heute – erfüllt ist.

Sie merken, der Prediger geht Schritt für Schritt in seinem Predigttext vor. Der Prediger ist ein Schrifttheologe: Jesus kam nach Galiläa, verkündigte das Evangelium Gottes: Und sprach die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.

Das Reich Gottes ist herbeigekommen. Gott ist zu uns gekommen. „Er hat uns eine Heimat bei sich selbst gegeben, in der wir als seine Kinder leben und arbeiten und sogar spielen und Freude haben dürfen, aus der uns auch niemand mehr vertreiben kann. So dass wir nicht mehr Waisenkinder, Fremdlinge und Flüchtlinge sein müssen. Das ist es, was er getan hat. So ist sein Reich, Gottes Reich nahe herbeigekommen.“

Und dann geht Barth darauf ein, was die Verkündigung Jesu ausmachte: Tut Buße und glaubt an das Evangelium. „Buße tun heißt heimkommen, einkehren in jene Heimat, die Gott uns bereitet hat. ... Buße tun heißt aufatmen, heißt endlich, endlich leben dürfen.“ „Und an das Evangelium glauben heißt deshalb: gelten lassen, was uns als gute Kunde nicht von Menschen, sondern von Gott gesagt ist. An das Evangelium glauben heißt: dankbar sein.“

Für Karl Barth ist der Mittelpunkt des Evangeliums nicht irgendein Begriff oder ein dogmatischer Satz, sondern eine Person: Jesus Christus. Sich an diesen Jesus zu halten, ihn in den Mittelpunkt aller Fragen dieser Welt zu stellen, auch die Fragen, die ich mir selbst immer wieder stelle – all das

ihm anzuvertrauen, umkehren zu ihm und Ihm dann nachfolgen.

Heilsame Erinnerung an Karl Barth – Glauben an Jesus Christus aus gutem Grunde: In wenigen Minuten kann man seine Theologie nicht nachzeichnen. Denn im Grunde ist Theologie, ist die Rede von Gott immer auch eine unmögliche Möglichkeit. Sie wird sich immer nur durch Gott selbst im Konkreten ereignen oder auch nicht. Mit einer Predigt kann man nur die Aufmerksamkeit schärfen auf das Ereignis, das in Jesus Christus zu uns gekommen ist und so auf das gegenwärtige Hören des „Tons vom Ostermorgen“ in dem die Zuwendung Gottes zum Menschen zusammengefasst ist – mehr nicht, aber auch nicht weniger – und den Rest kann man getrost Gott selbst überlassen.

Und so endet Barth seine Predigt in Basel (und wir auch unsere diesjährige Beschäftigung mit Karl Barth) mit einer Bitte: „Gott schenke es vielen, allen Menschen, der ganzen armen Welt, die nichts so nötig hat wie dies, die große Mitteilung und den großen Aufruf zu vernehmen, an das Evangelium und also an Jesus zu glauben und eben damit Buße zu tun und also zu ihm umzukehren und eben so rechte Weihnacht zu feiern.“

im Pfarrkonvent 09.10.2019 – Melanchthon-Kirche

Prof. Dr. Dr.h.c. Michael Weinrich „Gott, der ganz Andere - Karl Barths revisited“

34

Ohne Übertreibung kann gesagt werden, dass Karl Barth wohl der bedeutendste Theologe des 20. Jahrhunderts gewesen ist. Der Grund dafür liegt vor allem in seiner Grundlagenrevision der besonderen Aufgabe der Theologie. Auch wer sich von Barths Vorschlägen nicht überzeugen lässt, wird sich in irgendeiner Weise zu ihnen zu verhalten haben. Unter den sich rasant verändernden Umständen und Bedingungen im 21. Jahrhundert erweist sich Barths Theologie in neuer Weise als ein keineswegs abgefolgter Entwurf mit teilweise überraschender Aktualität. Dabei hat ihre Wahrnehmung längst konfessionsübergreifenden Charakter gewonnen. Zunächst war es im 20. Jahrhundert die katholische Theologie, die ein bis in die Gegenwart anhaltendes Interesse an seiner Theologie zeigte. Heute kann festgestellt werden, dass sie – zumindest auf internationaler Ebene – sowohl in den dogmatischen als auch in den ethischen Auseinandersetzungen weltweit eine ökumenische Bedeutung erlangt hat, die nur sehr wenigen theologischen Entwürfen zuteilwird. Selbst in Deutschland tritt die verbreitete und teilweise beinahe allergische Befangenheit Barth gegenüber mehr und mehr in den Hintergrund – das wäre ein Thema für einen eigenen Vortrag.

Auf drei Aspekte möchte ich heute Abend unsere Aufmerksamkeit lenken:

1. Den kritischen Ausgangspunkt für Barths Neujustierung der Theologie, der in einer gründlichen Verunsicherung darüber besteht, wie denn angemessen über Gott geredet werden kann. Dieser Teil meines Vortrags ist deutlich der längste, weil ich auch ein wenig die Geschichte in Erinnerung rufen will, in der es zu den entscheidenden Entdeckungen Barths gekommen ist. Diesem ersten Teil folgen zwei entschieden kürzere:
2. Was ist für Barth ein angemessener Umgang mit dem biblischen Zeugnis?
3. Worin besteht nach Barth die zentrale Aufgabe der Theologie?

1. Der ganz Andere

Barth erlebte als Gemeindepfarrer in Safenwil (im Schweizer Kanton Aargau) 1914 den Ausbruch des Ersten Weltkriegs als das definitive Ende

einer höchst problematischen Epoche. Der vor allem seiner selbst gewisse neuzeitliche Mensch hatte versucht, sich in seinem großspurigen Fortschrittsoptimismus die ganze Geschichte gefügig zu machen, und sich damit faktisch an die Stelle Gottes gesetzt. Zwar hat auch dieser selbstgewisse Mensch für Gott durchaus noch einen Platz freigehalten, aber zugleich hat er dafür gesorgt, dass dieser auf den Sonderbezirk der Religion bzw. der Kirche beschränkt bleibt. Der auf diesen privaten Sonderbezirk limitierte Gott ist ein im Horizont der selbstbezogenen menschlichen Bedürfnisse verharmloster Gott, der mehr den Menschen dient als dass sich der Mensch noch von ihm in eine Bindung genommen weiß. Es ist keine Übertreibung, wenn wir sagen: Der Menschendienst Gottes war an die Stelle des Gottesdienstes des Menschen getreten.

Während in Deutschland der Ausbruch des Krieges weithin mit Begeisterung und Enthusiasmus begrüßt wurde, sah Barth in ihm dagegen die Katastrophe, auf welche die selbtherrliche nationalistische Entwicklung des 19. Jahrhundert einigermaßen besinnungslos zugesteuert war. Im Blick auf die Theologie hat Barth den Kriegsausbruch nicht zuletzt deshalb als eine grundstürzende Krise erlebt, weil er unter einem am 03. Oktober 1914 veröffentlichtem Manifest „An die Kulturwelt!“¹ mit den Unterschriften von 93 Intellektuellen, in dem der Kriegsausbruch und das deutsche Vorgehen propagandistisch gerechtfertigt wurden, „mit Entsetzen auch die Namen ungefähr aller meiner deutschen Lehrer (...) entdecken [musste]. Eine ganze Welt von theologischer Exegese, Ethik, Dogmatik und Predigt, die ich bis dahin für grundsätzlich glaubwürdig gehalten hatte, kam damit und mit dem, was man damals von den deutschen Theologen sonst zu lesen bekam, bis auf die Grundlagen ins Schwanken.“²

Das „ethischen Versagen“ von Theologie und Kirche brachte nun für Barth zugleich zum Vorschein, „daß auch ihre exegetischen und dogmatischen Voraussetzungen nicht in Ordnung sein konnten.“³ Barth wurde es schrecklich zu Mute, wenn zu dem Durcheinander von Kriegslust und Vaterlandliebe schließlich auch noch „die Theologen kommen und alles nun religiös verklären wollen mit ihrer furchtbar gewandten Dialektik.

1 Dokumentiert in: Das Zeitalter der Weltkriege und Revolutionen, hg. v. Martin Greschat und Hans-Walter Krumwiede (Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen Bd. V), Neukirchen-Vluyn 1999, 1-3.

2 Karl Barth, Nachwort, in: Schleiermacher-Auswahl, hg. v. Heinz Bolli, Gütersloh 21980, 290-312, 293.

3 Zit. n. Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf, München 1975 (51994), 93.

Da regt sich aller Widerspruch in mir, [...].“⁴ Die selbstverständliche Inanspruchnahme Gottes als religiöse Bestätigungsinstanz für eine doch vor allem ohne ihn vorangetriebene Geschichte bestreitet Gott die ihm zukommende Souveränität und macht ihn zu einem willenslosen Erfüllungsgehilfen für die jeweiligen Wünsche des Menschen in seinen selbstbezogenen geschichtlichen Perspektiven.

Doch auch schon vor der Veröffentlichung des Manifestes beklagt Barth am 30. August in einer Predigt, die er in seiner Gemeinde in Safenwil gehalten hat, „wie jetzt der Name Gottes hereingezogen wird in das sündliche, leidenschaftliche Treiben des Menschen, als sei er einer von den alten Kriegsgöttern, zu denen unsere heidnischen Vorfahren riefen.“⁵ Und im Blick auf die Kommentierung des Kriegsausbruches in Deutschland schreibt er an den liberalen Marburger Theologen Martin Rade: „Aber warum lassen Sie bei dieser ganzen weltlichen, sündigen Notwendigkeit Gott nicht aus dem Spiele?“⁶ Da „wird fortgesetzt etwas mit Gott, Gotteserfahrung, Gotteswillen begründet, was ich mit dem Gegenteil von Gott in Verbindung setzen muß, wenn ich nicht allen klaren Inhalt des Wortes ‚Gott‘ preisgeben soll.“⁷ Rade verweist dagegen auf die Tiefe des Erlebens der besonderen Situation, die es nicht zulasse, Gott hier außen vor zu lassen, selbst wenn da auf den verborgenen Gott zugegriffen werden müsse. Schon in dieser Auseinandersetzung wurde Barth wie auch später im sogenannten Kirchenkampf vorgehalten, dass er sich als Schweizer nicht in die deutsche Wahrnehmung der Situation hineinversetzen könne. Doch Barth hält dem entgegen, dass Gott zwangsläufig partikularisiert und zu einem heiligen Patron einer Nation oder zum wehrlosen Parteigänger der jeweils ablaufenden Geschichte gemacht werde, wenn er vom menschlichen Erleben oder gar von den jeweiligen nationalen Bedürfnissen aus in den Blick genommen werde.⁸

Die Frage, die sich hier für Barth folgenreich auftut, ist die ebenso unruhige wie grundlegende Frage, von woher menschliche Gottesrede überhaupt einen festen Grund unter die Füße bekommen könne. Sind wir es, die in den Umständen der Welt Gott entdecken, oder werden wir in unseren je

4 Brief an Helene Rade vom 20. 12. 1914 in: Karl Barth/Martin Rade, Briefwechsel, hg. v. Christoph Schwöbel, Gütersloh 1981, 127f.

5 Karl Barth, Predigten 1914, hg. v. Ursula u. Jochen Fähler (Karl Barth Gesamtausgabe Bd. 5), Zürich 1974, 451; vgl. ebd., 645.

6 Barth/Rade, Briefwechsel, 96.

7 Ebd., 127.

8 Vgl. dazu Michael Weinrich, Der Katze die Schelle umhängen. Konflikte theologischer Zeitgenossenschaft, in: Ders., Die bescheidene Kompromisslosigkeit der Theologie Karl Barths. Bleibende Impulse zur Erneuerung der Theologie (FSÖTh 139), Göttingen 2013, 330–395, 334ff.

eigenen Umständen von Gott entdeckt? – Wenn von einem tatsächlich lebendigen Gott die Rede sein soll, kann für Barth nur die zweite Möglichkeit in Frage kommen. Aber es bleibt das Problem: wie kann es zu einer verlässlichen Erkenntnis dieser Zuwendung Gottes kommen?

Barth lag zunächst daran, auf die Verlegenheit hinzuweisen, in der wir uns hinsichtlich der Gottesfrage befinden. In einer Predigt konstatiert Barth angesichts der allzu selbstverständlichen Bereitstellung Gottes für die jeweiligen geschichtlichen Bedarfe, dass damit zu rechnen sei, dass er gerade nicht da zu finden ist, wo wir ihn gern postieren:

„Und nun ist uns Gott ein Fremder geworden. Das ist unser Zustand. Wir haben uns so verhalten, daß er nicht bei uns bleiben konnte. [...] Der Hochmut überfiel uns, daß wir mehr sein wollten als Gottes Kinder, große, selbständige Wesen wollten wir werden, wohl gar Gott selber gleich, selber wollten wir ausmachen und wissen, was gut und böse sei. Und Gott ließ uns gehen. Nein er ließ uns stehen, da wo wir uns hingestellt, und ging weiter, ohne uns, und wurde uns ein Fremder.“⁹

Barth erhebt also den Vorwurf, dass wir längst unser Gottesverständnis unseren doch eher zufälligen und meist kurzatmigen moralischen, rechtlichen und religiösen Weltanschauungen untergeordnet haben, so dass wir von ihm de facto nicht mehr vernehmen als wir uns eben auch ohne ihn zu sagen in der Lage sind. In der von der Gesellschaft hochgehaltenen und den Kirchen weithin willfährig bedienten menschlichen Frömmigkeit, die von der Neuzeit so konsequent wie möglich auf die Privatheit des Individuums beschränkt wird, zeigt sich der Selbstbetrug am deutlichsten. Es geht nicht um Gott, sondern vor allem um uns selbst. Deshalb hat Religion für Barth einen anrühigen Klang bekommen, so dass er sich dagegen wehrt, den christlichen Glauben von dem aus wahrzunehmen, was gemeinhin als Religion verstanden wird. Ist es nicht weithin bis heute so, dass die Gottesfrage vor allem von ihrem Nutzen für uns in den Blick genommen wird? Erst unter dem Aspekt, dass wir aus der Begegnung mit Gott einen Gewinn ziehen können, kann sich die Gottesfrage noch als plausibel präsentieren. Diese selbstbezogene Gotteswahrnehmung, die unentwegt seinen Nutzen für uns anpreist, attackiert Barth als eine Art religiösen Selbstbedienungsladen, in dem sich jeder möglichst optimal seine Wünsche erfüllen lässt. Barth hat mehrfach ausdrücklich der Religionskritik Feuerbachs zugestimmt. Die Liberalen lassen sich ihren Freisinn bestätigen, die Individualisten ihren Individualismus, die Moralisten ihre

Moral, die Rigoristen ihre Strenge – und eben auch die Nationalisten ihren Nationalismus. Barth warf die Frage auf, ob nicht die allgemein praktizierte Religion und die mit ihr verbundene Religiosität des selbstbezogenen Menschen inzwischen so etwas wie „ein Turm von Babel [ist], über den Teufel lauter lacht als über alles Andere?“¹⁰

„Was soll all das Predigen, Taufen, Konfirmieren, Läuten und Orgeln? All die religiösen Stimmungen und Erbauungen, all die ‚sittlich-religiösen‘ Ratschläge ‚den Eheleuten zum Geleite‘, die Gemeindehäuser mit und ohne Projektionsapparat, die Anstrengungen zur Belebung des Kirchengesanges, unsere unsäglich zahmen und nichtssagenden kirchlichen Monatsblättlein und was sonst noch zu dem Apparat moderner Kirchlichkeit gehören mag! Wird denn dadurch etwas anders in unserem Verhältnis zur Gerechtigkeit Gottes? Erwarten wir auch nur, dass dadurch etwas anders werde?“¹¹

Wir geben uns mit betulichen Ersatzhandlungen zufrieden. Barth spricht in dieser Zeit immer wieder von einem „Als ob“, mit dem wir uns über die Wirklichkeit hinwegtäuschen.¹² Wir tun so „als ob“ wir die Herren der Wirklichkeit seien, und wir tun zugleich so „als ob“ der Gott, dem wir in der von uns beherrschten Wirklichkeit noch einen Platz frei gehalten haben, noch der Gott sein könne, von dem in der Bibel die Rede ist. Aber „Gottes Wille ist keine bessere Fortsetzung unseres Willens.“¹³ Pointiert stellt Barth fest, dass Gott als „Schutzpatron unserer Menschengerechtigkeiten, unserer Moral, unseres Staates, unserer Kultur, unserer Religion [...] kein Gott ist. [...] Er kann es nicht einmal verhindern, dass seine Gläubigen, all die ausgezeichneten europäischen und amerikanischen Kultur- und Wohlfahrts- und Fortschrittmenschen, all die wackern beflissenen Staatsbürger und frommen Christen mit Brand und Mord übereinander herfallen [...]: dieser Gott ist kein Gott. Er ist ein Götze. Er ist tot.“¹⁴

Wir haben Gott so weit in die eigene Regie genommen und in unsere Welterfahrung eingemeindet, dass er dabei unbemerkt verloren gegangen ist. Gott ist keine je nach Bedarf modulierbare Wachsfigur. Er steht dem Menschen keineswegs einfach zur Verfügung. Vielmehr befinden wir uns

10 Vgl. Karl Barth, Die Gerechtigkeit Gottes [1916], in: Vorträge und kleinere Arbeiten 1914–1921, in Verbindung mit Friedrich-Wilhelm Marquardt hg. v. Hans-Anton Drewes (Karl Barth Gesamtausgabe Bd. 48), Zürich 2012, 225–245, 239.

11 Ebd., 238f.

12 Ebd., 233, 239; Ders., Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke [1920], in: Vorträge und kleinere Arbeiten 1914–1921 (s. Anm. 11), 662–701, 679.

13 Karl Barth, Die Gerechtigkeit Gottes (s. Anm. 11), 242,

14 Ebd., 240f.

Gott gegenüber durchaus in einer prinzipiellen Verlegenheit, aus der wir eben auch nicht einfach aus eigener Kraft herauskommen.

Der einzige Grund, den wir in dieser Situation wieder unter die Füße bekommen können, kann allein im Zeugnis der Bibel gefunden werden, das uns über die in uns liegenden Möglichkeiten hinausführen will. Die Neuorientierung, deren Notwendigkeit Barth für die Kirche und auch für die Theologie geboten sah, müsste sich, ebenso wie alle bedeutsamen Reformationen in der Geschichte der Kirche, ganz neu und grundlegend auf das biblische Zeugnis zurückbesinnen und zwar nicht nur als eine historische Dokumentation menschlicher Frömmigkeit, sondern als das orientierende Zeugnis vom lebendigen Wort Gottes. In seinem Vortrag „Die neue Welt in der Bibel“ ermutigt Barth die an die Bibel zu stellenden Erwartungen dazu, von den biblischen Auskünften über Gott mehr zu erwarten als das, was sich der Mensch über Gott selber zu sagen geneigt ist. Nur dann besteht die Möglichkeit, tatsächlich über den Zirkel der Selbstbespiegelung hinauszukommen. Wir müssen uns etwas sagen lassen, wenn die Grenzen unserer Selbstbetrachtung überschritten werden sollen. Von innen können wir diese Grenzen nicht überschreiten. Die Bibel aber konfrontiert uns mit der Behauptung, dass die Grenzen unserer Immanenzverschlossenheit von außen durchbrochen werden, „senkrecht von oben“, wie es der junge Barth gerne betont hat. Ja, es geht um Offenbarung. Es ist Gott selbst, der die Grenzen unseres Selbstgesprächs durchbricht und unsere ganze Wirklichkeit in eine ganz und gar neue Beleuchtung versetzt. Davon ist in der Bibel die Rede, wenn wir sie das sagen lassen, was sie uns sagen will. Das „sola scriptura“ der Reformation meldet sich in zugespitzter Gestalt zurück.

1917 spricht Barth in dem besagten Vortrag davon, dass die neue Welt der Bibel in unsere alte Welt der menschlichen Selbstgerechtigkeit hineinragt. Gegenüber der alten Welt unserer Erfahrung will uns das biblische Zeugnis auf eine neue Welt verweisen. Der mit ‚alt‘ und ‚neu‘ angezeigte Kontrast ist nicht weniger als der Kontrast zwischen Tod und Leben. Wenn es um das Besondere der Bibel geht, das wir uns grundsätzlich nicht selbst sagen können, verweist Barth auf ihren „Ton vom Ostermorgen“¹⁵, den es in unserer alten vom Tod beherrschten Welt zu vernehmen gilt. Die Bibel ist nicht das Echo unserer Fragen und Erwartungen, sondern das Echo dieses „Tons vom Ostermorgen“. Er geht grundsätzlich über all das hinaus, was sich der Mensch auch selbst sagen könnte. Der „Ton vom Ostermorgen“ geht über das hinaus, was wir angesichts unserer Erfahrungen

15 Karl Barth, Die Neue Welt in der Bibel [1917], in: Vorträge und kleiner Arbeiten 1914–1921 (s. Anm. 11), 317–343, 322.

erwarten können, eben auch über die Erwartungen der Freisinnigen, der Individualisten, Moralisten, Rigoristen und Nationalisten. Er verweist auf grundstürzend Neues und Anderes in einer Welt, die nach unserer Erfahrung unweigerlich auf den Tod zuläuft und deshalb von ihm beherrscht zu sein scheint. Deshalb bleibt das biblische Zeugnis als unvergleichliche Orientierungsquelle ernst zu nehmen.

Wenn Barth betonte, dass es in der Rede von Gott um etwas anderes ginge, „als in etwas erhöhtem Ton vom Menschen [zu] reden“¹⁶, so wollte er darauf aufmerksam machen, dass die Rede von Gott nicht dazu verkommen dürfe, das Allgemeine unserer Alltagserfahrungen mit einer besonderen Bedeutung aufzuladen, sondern es ist umgekehrt von der Besonderheit Gottes auszugehen, in dem dann auch das Allgemeine in ein ganz neues und veränderndes Licht gestellt werde. Im Sinne des eben erwähnten „Tons vom Ostermorgen“ will Barths Theologie konsequent Ostertheologie sein, eine Ostertheologie, die nicht das alljährige und gewiss bewundernswerte Neuerwachen der Natur feiert, sondern eine Ostertheologie, die vom Kreuz von Golgatha und der hier erkennbar werdenden Hoffnungslosigkeit aller allgemeinen Hoffnungen herkommt. Theologie wurzelt entweder im Osterbekenntnis oder sie ist keine Theologie. Wurzelt sie aber im Osterbekenntnis, dann bekommen wir es mit einem Gott zu tun, der niemals einfach nur der so oder so drapierte Spiegel des Menschen ist.

Unter dem Apfelbaum im Pfarrgarten wandte sich Barth im Sommer 1916 einer intensiven Lektüre des Textes zu, der nicht zuletzt in der Reformation zu grundlegenden wie auch einschneidend verändernden Orientierungen geführt hat: dem Römerbrief des Paulus. Es ging Barth bei dem entschlossen aufgenommenen Textstudium darum, den Römerbrief so zu lesen als habe er ihn noch nie gelesen, Satz für Satz, und er schrieb auf, was er angesichts der Worte des Paulus und mit oder gegen die zu Rate gezogene Literatur meinte verstehen zu sollen. Gewiss ist es nicht möglich, die mitgebrachten Prägungen ganz auszuschalten – niemand blickt ohne eigene Prägungen in die Bibel –, aber Barth entdeckte in seiner geschärften Aufmerksamkeit auf die Andersartigkeit des biblisch bezeugten Gottes gegenüber all den Vereinnahmungen, mit denen sich die Theologie angewöhnt hat, Gott einen Platz in unserer Weltwahrnehmung zuzuweisen, den Einspruch des Paulus gegen den von der Kirche in ihrem eigenen Betrieb eingepflegten harmlosen Gott. Gegenüber der vom Menschen umhегten religiösen Welt ist die Frage nach Gott „die Frage [...] nach

16 Karl Barth, *Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie* [1922], in: *Vorträge und kleinere Arbeiten 1922–1925*, hg. v. Holger Finze (Karl Barth Gesamtausgabe), Zürich 1990, 144–175, 158.

dem ganz Anders“¹⁷, zu dem wir uns nicht einfach einen Zugang bahnen können, sondern um dessen Erkenntnis nur immer wieder neu gebeten werden kann. 1919 – also von 100 Jahren – lag dann sein Römerbriefkommentar vor, der nach einigen Anlaufschwierigkeiten dann bald zu einem allseits diskutierten epochalen theologischen Ereignis wurde.¹⁸

Barths Neuperspektivierung der Theologie wird davon angetrieben, dass nicht wir Gott unseren Erkenntnisregeln unterwerfen und ihm auf diese Weise einen bestimmten Platz zuweisen können, sondern rechte Gotteserkenntnis kann ihren Ausgang allein im Handeln Gottes selbst entdecken. Nur im Horizont der von Gott selbst eröffneten Beziehung kann es zu angemessener Gotteserkenntnis kommen, in der uns dann auch unser eigener Platz erschlossen wird, über den uns von Natur aus ja ebenfalls keine selbstverständliche Klarheit zur Verfügung steht. Und so hebt Barth hervor: Gott ist nicht Gegenstand unserer Erkenntnis, sondern er bleibt das Subjekt unserer Erkenntnis als welches es auch unsere Selbsterkenntnis erschließt. Nur als dieses Subjekt kann er auch Objekt unserer Erkenntnis werden.

Barth betont vor allem in der ersten Phase seines theologischen Protestes gegen die überkommene liberale Theologie die Diastase, d.h. das Auseinanderstehen von Gott und Mensch. Er bezieht sich dabei auf die Christentumskritik von Kierkegaard, Blumhardt, Overbeck und Dostojewski ebenso wie auf Nietzsche und den bereits erwähnten Feuerbach. Gott lässt das Nein seines Zornes über den besinnungslosen Hochmut des Menschen ebenso wie das dieses Nein stets überragendes Ja seiner Gnade „senkrecht von oben“ in unsere menschlichen Sehnsüchte und Wünsche ergehen. Damit unterstreicht Barth, dass wir nicht dazu in der Lage sind, erfolgreich in der Transzendenz zu fischen – nicht einmal spekulativ, weil auch die Spekulation auf die uns zur Verfügung stehenden immanenten Verständigungsmittel beschränkt bleibt. Es ist vielmehr die Transzendenz, die sich in der Immanenz selbst annonciert und uns darin auch unsere Begrenztheit erschließt. In Anerkennung dieses Umstandes kann dann auch durchaus umgekehrt gesagt werden: Erst wenn die Art und Weise durchschaut wird, mit welcher der neuzeitliche Mensch sich angewöhnt hat, seine tatsächliche Existenznot mehr oder weniger trügerisch zu überspielen, besteht die Chance, die Offenbarung Gottes in ihrer unverrechenbaren Besonderheit tatsächlich in den Blick zu bekommen.

17 K. Barth, *Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke* (s. Anm. 13), 684.

18 K. Barth, *Der Römerbrief* (Erste Fassung) 1919, hg. v. H. Schmidt (Karl Barth Gesamt-
ausgabe 16), Zürich 1985.

Barth wendet sich gegen das – wie er sagt – „vermeintliche Besitzen, Schmausen und Austeilen, die verblendete Unart der Religion,“ um nun „einem ehrlichen grimmigen Suchen, Bitten und Anklopfen Platz zu machen“ (694). An anderer Stelle heißt es pointiert: „Seufzen: Veni creator spiritus! ist nun einmal nach Röm. 8 hoffnungsvoller als triumphieren, wie wenn man ihn schon hätte. Sie sind in ‚meine Theologie‘ eingeführt, wenn Sie diesen Seufzer gehört haben.“¹⁹ Es ist also alles andere als theologischer Triumphalismus oder gar Neorthodoxie, was uns Barth mit seiner Theologie zu bedenken gibt. Das habe ich konsequent in meinem neuen Buch über Karl Barth aufzuzeigen versucht.²⁰

2. Vom rechten Umgang mit der Bibel

Barths neue Konzentration auf die Bibel ist überaus voraussetzungs- und keineswegs als ein mehr oder weniger naiver Biblizismus zu verstehen. Das bedeutet aber nicht, dass sich Barth nun einer ganz bestimmten Bibelhermeneutik verschrieben habe, die er dann zur Anwendung bringt. In dieser Hinsicht hält sich bei Barth ein durchaus fundamentaler Methodenskeptizismus durch, d.h. er bedient sich nur solange der gängigen Methoden, wie sie ihn auch in der Sache weiterbringen, und fühlt sich im Übrigen frei, sich von den Texten selbst den Weg weisen zu lassen.

Barth distanziert sich jedoch ausdrücklich von Umgangsweisen mit den biblischen Texten, die diese ganz und gar den Verstehens- bzw. Vernunftkriterien des sich aufgeklärt gebenden Bewusstseins unterwerfen. Danach kann nur das Geltung beanspruchen, wozu uns aus unserer Erfahrung eine Analogie, eine Entsprechung zu Verfügung steht. Damit wird aber die neue Welt der Bibel den Erklärungsmustern der alten Todeswelt unterworfen. Alles, was über unsere Erfahrungen hinausgeht, wird als Phantasterei oder antiker Wunderglaube abgetan. Auf diese Weise wird bereits durch die Methode den biblischen Texten konsequent die essenzielle Chance abgeschnitten, etwas zur Sprache zu bringen, was wir uns nicht auch selber sagen könnten. Die Lektüre der Bibel wird nicht von wirklicher Neugierde bestimmt, sondern in den engen Rahmen unseres Vorstellungsvermögens eingepasst, in dem dann mal diese und dann mal jene Vorstellung ihre Bestätigung erfährt. Die Lektüre gibt sich damit zufrieden, dass aus dem Wald herauskommt, was man in ihn hineinruft; und wer wollte schon bestreiten, dass eine solche Lektüre durchaus funk-

¹⁹ Karl Barth, *Not und Verheißung der christlichen Verkündigung*, in: Ders., *Vorträge und kleinere Arbeiten 1922–1925* (s. Anm. 17), 65–97, 97.

²⁰ Michael Weinrich, *Karl Barth. Leben – Werk – Wirkung*, Göttingen 2019

tioniert. Aber ohne die erwartungsvolle Offenheit, im biblischen Zeugnis tatsächlich auch über unsere eigenen Möglichkeiten hinaus geführt zu werden, bleiben die Auslegungen im Horizont der eigenen Voraussetzungen gefangen und konsolidieren auf diese Weise vor allem den Ausleger gegenüber dem Text.

Übrigens hat Barth von Anfang an die Alternative von historisch-kritischer Exegese und theologischer Exegese nicht gelten lassen. Es kann nicht infrage gestellt werden, dass wir natürlich die Texte historisch-kritisch zu lesen haben, aber es kommt entscheidend darauf an, was damit gemeint ist. Auch bleibt entschieden einzuräumen, dass es sich bei der Bibel um ein mit allen Mängeln des Menschlichen behaftetes Zeugnis handelt. Es ist durchaus mit Ungenauigkeiten, Irrtümern und tendenziellen Zuspitzungen zu rechnen. Aber die Orientierung am biblischen Zeugnis verlöre jede substantielle Bedeutung, wollte man annehmen, dass ihr Zeugnis von Gottes Handeln am Menschen so sehr von diesen Mängeln verdeckt sei, dass es nun von uns erst hinter den biblischen Texten ausgegraben und zum Leuchten gebracht werden müsste.

Die entscheidende Frage lautet: Ist die historische Kritik der Anwalt des Lesers gegenüber dem Text oder der Anwalt des Textes gegenüber dem Leser. In dieser Alternative kann es nur so sein, dass dem Text ein Anwalt zugesprochen werden muss, weil der Leser durchaus sein eigener Anwalt ist. Wenn Barth die Forderung erhebt: „*Kritischer* müssten mir die Historisch-Kritischen sein!“²¹, dann steht nicht die Kritik infrage, sondern es soll angemahnt werden, dass ein Text noch nicht verstanden ist, wenn möglichst differenziert die Bedingungen ergründet werden, auf welche Weise er zustande gekommen ist. Wird er ganz und gar mit den jeweiligen historischen Bedingungen seiner Abfassung verrechnet, so wird er seines spezifischen Inhalts beraubt, um dessen willen er verfasst wurde. Die Exegese kommt vielmehr erst dann an ihr Ziel, wenn es ihr gelingt, mit eigenen Worten das zu sagen, was der uns jeweilige Autor mit seinem Zeugnis nicht nur über seine Lebenssituation, sondern eben auch über das von ihm wahrgenommene Handeln Gottes eröffnen wollte.

Dabei bleibt zu beachten, dass es bei der Lektüre der Bibel nicht um den Besuch einer alten Pyramide geht, bei dem das aufzuspürende Neue prinzipiell immer nur eine längst versunkene Herrlichkeit der Vergangenheit sein kann. So sehr uns das biblische Zeugnis zweifellos in antiker Gestalt

21 Karl Barth, *Der Römerbrief* (Zweite Fassung) 1922, hg. v. Cornelis van der Kooi u. Katja Tolstaja (Karl Barth Gesamtausgabe Bd. 47), Zürich 2010, 14.

übermittelt ist, so sehr weist es zugleich über die spezifischen Bedingungen seiner Zeit hinaus. Indem es auf die Bezeugung der lebendigen Wirklichkeit des Handelns Gottes ausgerichtet ist, zielt es auf das unvergleichlich Besondere der Lebendigkeit Gottes, das eben auch heute nur dann angemessen in den Blick kommen kann, wenn wir uns vom biblischen Zeugnis orientieren lassen, denn dieses bleibt auch uns in dieser Hinsicht grundsätzlich voraus.²² Biblische Hermeneutik im Sinne von Barth ist schlicht und folgenreich die Anstrengung, bei der Auslegung der biblischen Texte möglichst genau in die besondere Blickrichtung des jeweiligen Textes zu blicken in der Erwartung, von dort aus eben das zu hören zu bekommen, was die Verfasser zur Abfassung ihres Zeugnisses motiviert hat und auch uns heute ansprechen will.

3. Theologie ist Religionskritik

Die Theologie hat nach Barth nicht in erster Linie eine affirmative Funktion – zeitlebens hat sich Barth gegen eine positive Theologie im Sinne einer materialen Dogmatik ausgesprochen. Theologie hat vielmehr eine kritische Funktion. Sie ist nicht einfach eine zu vertretende Lehre, sondern kritische Begleitung der konkreten kirchlichen Praxis. Es geht um das Offenhalten der Kirche bzw. der Gemeinde für die Lebendigkeit der Beziehung Gottes zu ihr. Damit ist nicht die Aufforderung zu permanenter Selbsterfindung oder Dauerprophetie gemeint, wohl aber die Wachsamkeit gegenüber der kaum zu überschätzenden Versuchung zur Besitzergreifung und Stilllegung der Wirklichkeit Gottes. Gott wird vor allem durch die menschlichen Versuche seiner religiösen Eingemeindung bedrängt. Barth nennt das die subtilste Form der Sünde. Es handelt sich im Grunde um den Versuch, Gott zu einem Angestellten der Kirche oder meiner religiösen Bedürfnisse zu machen. Solche Stilllegungsversuche Gottes können sich durchaus einer regen Aktivität und Betriebsamkeit bedienen. Nicht die absolute Ruhe ist ihr Ziel, sondern die Übernahme der Regie, nicht die Erstarrung, sondern die Inbesitznahme. Zwar ist und bleibt die Religion die menschliche Antwort auf die Offenbarung Gottes, aber sie ist unablässig von der Neigung geprägt, sich diese möglichst weitgehend anzueignen.

Um dieser Gefahr nicht zu erliegen, bedarf es nicht, wie Barth bis heute immer wieder unterstellt wird, der Abschaffung der Religion. Auch wenn sie ihm zweifellos nicht besonders sympathisch war, ging es ihm in keiner

²² Ingo Baldermann hat das einmal den Vorsprung der Bibel genannt: I. Baldermann, Der Vorsprung der Bibel, in: Ders./Gisela Kittel, Die Sache des Religionsunterrichts. Zwischen Curriculum und Biblizismus, Göttingen 1975, 69–79.

Phase seines Lebens um eine Eliminierung der Religion, wohl aber um ihre permanente Kritik, die eben genau der Permanenz der benannten menschlichen Versuchung entspricht, sich Gott nach den eigenen Bedürfnissen anzueignen. Es ist nicht mit einer gelegentlichen Inventur getan, sondern es geht um das andauernde Wachhalten des Wissens um die niemals ganz abzustellende Gefahr der Missbräuchlichkeit aller ihrer Errungenschaften. Religion und Frömmigkeit werden niemals vollkommen sein, wie auch die sie praktizierenden Menschen niemals vollkommene Menschen sind. So wie sich der Mensch gerade als Glaubender immer wieder neu der Rechtfertigung Gottes bedürftig weiß, so können auch all unsere religiösen Bemühungen nur auf ihre Rechtfertigung durch Gott setzen. Das Leben der Kirche sowie auch die je eigene Frömmigkeit bleiben auf ihre immer wieder neu zu vollziehender Öffnung zur lebendigen Selbstbezeugung Gottes angewiesen, wenn sie nicht an sich selbst erstarren wollen. Wenn Barth in diesem Sinne Theologie als Religionskritik versteht, hat diese im Unterschied zum Tenor der philosophischen, soziologischen oder psychologischen Religionskritik nicht die Überwindung und Annullierung der Religion zum Ziel, sondern ihre Revision. Die Theologie hat sowohl der Einsicht in die wesensmäßige Vorläufigkeit und Fragilität der vom Menschen veranstalteten Religion und damit eben unserer ganzen kirchlichen Frömmigkeit als auch den unabweislichen Erfahrungen ihrer tatsächlich unabstellbaren Ambivalenz zu entsprechen.

Wird die Theologie wie bei Barth in einer bestimmten Hinsicht dezidiert als Religionskritik und somit als Kritik unserer kirchlichen Praxis verstanden, so wird das Tun der Kirche ganz und gar von seinem menschlichen Charakter aus in den Blick genommen. Dabei bleibt auch der menschliche Charakter der Theologie im Blick, die ja auch selbst ein Moment des komplexen Phänomens der Religion darstellt. Es geht niemals um eine Maßregelung von außen, die von einer vermeintlichen oder auch tatsächlich höheren Warte aus ergeht, sondern um eine Selbstrevision aus dem Bemühen darum, die gelebte Frömmigkeit soweit es irgend geht in dem Horizont zu halten, in dem sie sich als eine lebendige Antwort auf die lebendige Zuwendung Gottes vollziehen kann. Der Neigung unserer Religion nach Selbstverkapselung und Selbstdarstellung kann nicht in einer einmaligen Aktion Einhalt geboten werden. Vielmehr ist die Religion wie ein guter Nutzrasen immer wieder neu zu mähen, damit sie nicht ins Kraut schießt und so für ihren Zweck unbrauchbar wird, was aber unweigerlich geschieht, wenn sie nicht andauernd im Blick gehalten wird. Die Analogie mit dem Nutzrasen mag auch in der Hinsicht sprechend sein, dass die Religion durchaus kurz zu halten ist. Wenn ihren eigenen Wachstumsnei-

gungen unkontrolliert zu viel Raum gelassen wird, verliert sie mehr und mehr ihren funktionalen Charakter und versucht sich durch sich selbst zu imponieren, wobei sie durchaus eine eigene Ästhetik entwickeln mag, aber eben nicht mehr für das nutzbar ist, was sie einmal auf den Plan gerufen hat. Religion und somit unsere Frömmigkeit kann im theologischen Verständnis gerade kein Naturschutzpark sein.

Methodisch wird der Theologie von Barth die Abstinenz auferlegt, sich auf keine die Theologie organisierende Grundannahmen festzulegen, weder auf die Christologie²³ noch auf irgendein Bekenntnis²⁴, nicht einmal auf die Ehre Gottes²⁵. Den einzigen Beweis, um den es in ihr gehen kann, ist der Selbsterweis Gottes²⁶ – in diesem Zusammenhang macht Barth durchaus betont vom Begriff des Beweises bzw. Selbstbeweises Gebrauch²⁷ –; und auf diesen ist ihre Aufmerksamkeit immer wieder neu auszurichten.

Die Theologie ist nicht einfach eine vom Menschen zu ergreifende Möglichkeit, sondern sie bleibt eine ermöglichte Unmöglichkeit, die allein dadurch ermöglicht wird, dass sie sich dem im Grunde unbegreiflichen Umstand stellt, dass sich Gott selbst zum Gegenstand seiner Selbsterkenntnis gemacht hat.²⁸ Allein deshalb ist es möglich, dass er auch uns zum Gegenstand der Erkenntnis werden kann. Deshalb gilt es für die Theologie, den Ton auf die Aufgabe zu legen, sich dafür immer wieder neu offen zu halten: „nur darin besteht die dogmatische Methode“.²⁹ Das ist die Erklärung des Anspruchs, dass Gotteserkenntnis immer nur in concreto ermöglicht wird oder ausbleibt, auch wenn noch so viel von Gott geredet werden mag. Für ihr Ereignis, ist die Theologie nicht zuständig, wohl aber für die Schärfung der Aufmerksamkeit auf dieses Ereignis, d.h. auf das je gegenwärtige Hören des „Tons vom Ostermorgen“, in dem in wie nichts anderem die Zuwendung Gottes zum Menschen zusammengefasst ist. Dass sie damit mehr als genug zu tun hat, kann uns das umfangreiche Werk Barths vor Augen führen, das gewiss nicht nur wegen der begrenzten Lebenszeit ein Fragment geblieben ist.

23 Vgl. Karl Barth, KD I/2, 974.

24 Vgl. ebd., 967.

25 Vgl. ebd., 976.

26 Vgl. Karl Barth, KD I/1, 169.

27 vgl. Karl Barth, KD II/1, 49ff. „Nach dem Selbstzeugnis seiner Offenbarung hat Gott die Freiheit, seine Existenz innerhalb der von ihm verschiedenen Wirklichkeit selbst zu beweisen.“ (KD II/1, 342) Vgl. dazu Bent Fleming Nielsen, Die Rationalität der Offenbarungstheologie. Die Struktur des Theologieverständnisses von Karl Barth, Aarhus 1988, 40ff.

28 Vgl. Karl Barth, KD II/1, 15f.

29 Ebd., 970. Geradezu katechismusartig kann es heißen: „Dogmatische Methode besteht also schließlich schlicht darin, daß Gottes Werk und Handeln in seinem Wort über Alles (wirklich über Alles!) geehrt, gefürchtet und geliebt werde“ (ebd.).

Pfarrer Volker Kuhlemann „dann ist es alles gar nicht so schwer mit dem Glauben...? Gewiss: Aber bitte mit dem Anfang anfangen“.

Ein jüdischer Witz charakterisiert unser Thema im Horizont der von Karl Barth ins Zentrum seiner Theologie gerückten Fragestellung auf eine vorzügliche Weise:

„Unser Wunderrabbi spricht täglich mit dem Allmächtigen.“ Woher weißt du das?“ Er hat es selbst gesagt!“ „Vielleicht lügt er?“ „Unsinn. Der Allmächtige wird sich doch nicht täglich mit einem Lügner unterhalten!“

Der Witz transportiert einen durch Karl Barth für die gesamte Theologie als maßgeblich, mehr noch, als konstitutiv formulierten und geltend gemachten Akzent und bringt ihn mit einer schönen Pointe auf den Punkt: *Gott redet; Gott hat geredet - Deus dixit. Und: der Mensch antwortet.* Damit steht und fällt alles! Diese Reihenfolge ist nicht unbedeutend. Denn: Wer dieses Reden nicht vernimmt (und es vernehmen längst nicht alle), dennoch aber von Gott redet, sitzt nur allzu leicht Lügen auf oder gar der schlimmsten Lüge, dem Selbstbetrug, dessen man bekanntlich nicht ansichtig zu werden pflegt. Da wird vermeintlich über Gott geredet – und in Wirklichkeit über einen Götzen oder eine Wunschvorstellung des Menschen, die als „Gott“ ausgegeben wird. Ein „Lügner“ wird als solcher auch von denen, die ebenso wenig Gottes Reden vernommen haben, als Lügner verdächtigt, und das, obgleich Gott möglicherweise doch geredet hat. In diesem letzten Fall verliert die Lügenunterstellung ihren Berechtigungsgrund – freilich nur für den, der ebenfalls dieses *Deus dixit*, also dass Gott redet bzw. geredet hat, zu bejahen in der Lage ist.

Pointenreich freilich soll die Kernaussage des Witzes vernommen werden: Gott redet, Gott hat geredet, obgleich die Lüge dagegenzustehen scheint, obgleich selbige unterstellt wird und obgleich demzufolge der Zweifel in unbeantwortbarer Offenheit am Ende zu obsiegen droht – dennoch aber gilt: *„Der Allmächtige wird sich doch nicht täglich mit einem Lügner unterhalten“.* Von der Pointe des Witzes her **kann**, von Barth her **muss** gesagt werden: Unzweifelhaft, der „Allmächtige“ redet! Er redet möglicherweise (so mutmaßt der Witz) mit einem „unwürdigen Gegenüber“, dem Lügner (so nach Barth mit Bestimmtheit!). Angesichts der *Zweifelhaftigkeit* des solchermaßen angesprochenen „Lügners“ kann dieses Reden durch den *unzweifelhaft* redenden „Allmächtigen“ als solches nicht etwa in Frage gestellt werden. Mag der „Lügner“ auch als Lügner sich erweisen.

Der Allmächtige selbst redet, und er hat geredet. *Deus dixit*. **Hier liegt die neue Akzentsetzung Karl Barths, die er zum Konstitutivem nicht nur seiner, sondern der gesamten Theologie als neuer Orientierung mit auf den Weg zu geben sich bemüht in seinem gesamten theologischen Ringen. Von diesem Reden Gottes erst ist überhaupt erkennbar, was denn als Lüge identifiziert werden kann und muss, wird sie doch erst im Lichte dieses Hörkegels, seines Redens nämlich, als Lüge erkennbar, sofern gilt, dass Gott Gott ist, Gott nur durch Gott erkannt wird (eben durch und in seinem Reden) und sich selbst in seiner Wahrheit Menschen als Lügner und damit im Gegensatz und nicht nur vielleicht, sondern erst recht sogar im totalen Gegensatz zum Menschen sich selbst zu erkennen gibt.**

Der alles entscheidende Begriff (allerdings geht es nicht um einen *Begriff*, sondern um ein Geschehen, noch besser um ein Ereignis – vgl. Ernstpeter Maurer: „Der Gebrauch von Begriffen steht...stets in dem Verdacht, die einzigartige Begegnung mit Jesus Christus durch allgemeine Denkmuster zu verstellen“), also der alles entscheidende Begriff lautet: **‘Offenbarung’**. Gewiss, seit dem 18. Jh. stand dieser Begriff auf der Tagesordnung theologischer Programmatik, allerdings immer unter einem konsequenten Individualisierungsdruck, gleichsam als eine „religiöse Versiegelung der Subjektivität“ verstanden, so Barth. Denn wenn jemand das Wort „Gott“ verwendet, ist noch nicht ausgemacht, was eigentlich damit gemeint ist. Das Wort Gott ist „...krank, schwerkrank, weil es so oft falsch benutzt und missbraucht worden ist“ (Barth). Inwiefern? E. Busch: „*Nach Barth insofern, als in der Moderne die vielerlei Theologien in den Schatten des Verdachts geraten sind, dass sie, wenn sie von Gott reden – sei es noch so eifrig -, nicht von Gott, sondern vom Menschen reden, dass sie damit kein echtes, nicht das göttliche Gegenüber bezeichnen, sondern nur des Menschen eigene Vorstellungen, Wünsche und Bedürfnisse, und zwar gleich, ob Gott dabei als der überlegene oder als der im Menschen gegenwärtige gedacht ist. ‘Die Theologie ist längst Anthropologie geworden’ (L. Feuerbach) ...*“ (Die große Leidenschaft, 65). Die Theologie redet vom Menschen – das war Feuerbachs Verdacht und nannte es **Projektion**. Zitat: „...die Religion betet den Menschen an, obgleich die Theologie es leugnet. Ich verrate nur das Geheimnis der christlichen Religion – dies, dass der Atheismus das Geheimnis der Religion selbst ist, dass die Religion zwar nicht auf der Oberfläche, aber in ihrem wahren Wesen an nichts anderes glaubt als an die Wahrheit und Gottheit des menschlichen Wesens“, (Feuerbach,

Das Wesen des Christentums). Hatte Barth zuvor selbst oft das Wort 'Offenbarung' gebraucht, so konnte er jetzt nicht gut diesen Begriff „einfach“ dagegensetzen, um dann zu behaupten, jetzt gehe es „wirklich“ um Gott.

Zeitgeschichtlich kam es anders:

1914 hätte der Augenblick sein müssen, wo sich „...*die Berufung auf Offenbarung theologisch hätte bewähren müssen*“ (KD I/1, 267). Er rekurriert hier auf das „**Manifest der 93 deutschen Intellektuellen**“, die sich vor aller Welt mit der Kriegspolitik Kaiser Wilhelms II. identifizierten.

„Und unter denen, die es unterschrieben hatten, musste ich mit Entsetzen auch die Namen ungefähr aller meiner deutschen Lehrer... entdecken. Eine ganze Welt theologischer Exegese, Ethik, Dogmatik und Predigt, die ich bis dahin für grundsätzlich glaubwürdig gehalten hatte, kam damit und mit dem, was man damals von den deutschen Theologen sonst zu lesen bekam, bis auf die Grundlagen ins Schwanken“. Oder anders: „... *in ganz Deutschland (sind) Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durcheinander geraten... Warum lassen Sie bei dieser ganzen weltlichen, sündigen Angelegenheit nicht Gott aus dem Spiele?... nicht Gott in die Sache hineinziehen, als ob die Deutschen mit- samt ihren großen Kanonen sich jetzt als seine Mandatare fühlen dürften, als ob sie jetzt mit gutem Gewissen schießen und brennen dürften. Das nicht! ...Nicht mehr das Evangelium ist der Orientierungspunkt für theologische Äußerungen zum Krieg, sondern es wird eine germanische Kampfreligion in Kraft gesetzt, christlich verbrämt durch viel Reden von Opfer etc.“, so Barth in einem Brief an Martin Rade (Christliche Welt). Der in diesem Zusammenhang oft strapazierte Begriff liberal-theologischer Prägung: „**Erlebnis**“ war Barth selbst aufgrund seiner Schülerschaft bei Wilhelm Herrmann keinesfalls unbekannt, wird aber zunehmend von Barth als der problematischste „empfunden“. Kann mit diesem Begriff (Erlebnis) nicht alles begründet werden – auch der Krieg? Wie kann der Krieg in Deutschland als „heilig“ empfunden werden, so fragt er seinen Lehrer W. Herrmann, den Mitunterzeichner? Wie schnell, so Barth, hinkt dann schon das **Jahwe-Erlebnis** hinüber zum **Baals-Erlebnis**? 1915 formuliert er weiterführend: *„Die Ethik hat sich überall in den Schützengraben begeben. Ethik, Staat, Sozialismus, Pazifismus, Christentum gehören zur Welt und sind nicht in der Lage, die Welt, wie sie ist zu überwinden. Welt ist Welt und bleibt Welt. Nur von Gott her gibt es Neues, von Gott, so wie er im Leben und Wort Jesu zu erkennen ist...Gott aber ist etwas von Grund auf Anderes...als alles andere, was mir sonst als wahr und richtig vorkommt...er kann nicht verzweckt werden“.**

Christiane Tietz folgert: *„Barth geht es bei der Begegnung mit Gott nicht mehr darum, ob uns das innere Leben Jesu einleuchtet als Antwort auf die ethische Forderung, sondern darum, ob (Zitat Barth)“...der Gotteswille, der sich da vor uns auftut, uns so in Anspruch nimmt, uns einen so bewingenden Eindruck macht, dass wir erkennen und bekennen müssen: dieser Gott ist Gott“.* Deshalb stellt Barth in einem Brief an Martin Rade die Frage, **ob denn Gott nach den Bedürfnissen von Zeit, Situation und vor allem der Nation pariert?**

Auch die deutsche Sozialdemokratie sowie der europäische Sozialismus, *„eine der wichtigsten Spiegelungen des Reiches Gottes“* (Barth trat 1915 in die SPD in der Schweiz ein), enttäuschte angesichts auch von dessen „voller Kriegsbegeisterung“; Barth: *„...sie waren nicht besser als die anderen“.* Hermann Kutter und Leonhard Ragaz, (sie standen für die Bewegung des religiösen Sozialismus) je unterschiedlich, fanden Barths Zustimmung nicht. Der eine verteidigte Deutschland. Der Andere schrieb, man müsse *„...das Gottesreich in seinem Gegensatz zum Weltreich“* verteidigen. Und Barth fragt: „Vertreten wir (!) denn das Gottesreich? Haben wir (!) denn das Gottesreich in seiner ganzen Radikalität erfasst? Ich vermisste Umkehr und Warten auf Gott selbst...“, so Barth in einem Brief an Thurneysen. Christiane Tietz kommentiert: „Rückblickend berichtet Barth immer, beide Denkrichtungen, die ihn bislang fasziniert hatten, die Liberale Theologie wie der religiöse Sozialismus, seien für ihn durch ihre Haltung gegenüber dem Krieg grundlegend problematisch geworden“.

Mit diesen wenigen Strichen treffen wir auf Karl Barths Neuansatz in der theologischen Erkenntnis. Gefragt werden muss nach der theologischen Richtigkeit in der Verwendung des Wortes „Gott“ und vor allem der damit oft heillos vermengten, vermeintlich religiös-legitimen Aussagen, wie z. B. *„...den Krieg in allem Ernst als eine Offenbarung Gottes auszugeben“* (oder schon ein wenig im Vorgriff: Das Jahr 1933 als *„...deutsche Stunde einer neuen Gottese Erfahrung“* zu bezeichnen)? Von Gott zu reden, musste doch etwas anderes sein als vom Menschen in etwas erhöhtem Ton zu reden! Lässt sich aber ein möglicher Einsatz für die Verlagerung des theologischen Erkenntnisweges – weg von der Theozentrierung hin zu einer Anthropozentrierung – ausmachen, die es erklärlich erscheinen lassen kann, inwiefern die Theologie sich mit ganz und gar ihr „fremden“ Voraussetzungen eingelassen hat, so dass mit Notwendigkeit, eo ipso schon immer das Ergebnis theologischer Aussagen als „falsch“ bzw. völlig unangemessen apostrophiert werden muss? Die Theologie mag dann schöne Sätze

formulieren. Nur treffen sie nicht „Gott“! Sie redet dann einem Götzen das Wort. Die immer wiederkehrende Kernaussage bei Barth lautet: Ist der von der Voraussetzung her sich immer wieder selbst imponierende Mensch als erkennendes Subjekt in Sachen „Gott“ unterwegs, so projiziert er in den Armen Feuerbachs seinen Götzen an den Himmelskörper als Widerspiegelung seiner eigenen Erkenntnis-Prämissen. Barth verweist auf die Philosophie René Descartes (1596 – 1650) als auf eine subjektfixierte Metaphysik, die ihre maßgeblichen Einsichten, Erkenntnisse und Verge-
wisserung als **in sich selbst, dem erkennenden Subjekt, begründet sieht. Gott gelangt in eine Abhängigkeitsperspektive von dem sich seiner selbst zuvor schon ohne Gott gewiss gewordenen Menschen!** Descartes (skizziert): → Kopie!

- 1.) *Selbs gewiss – wie? Ich denke/zweifle – also bin ich;*
- 2.) *Die „Idee“ von Gott (=vollkommen) finde ich in mir vor (=dem Unvollkommenen);*
- 3.) *Außen-Wahrnehmungen – Gott ist kein „Deus malignus“ (=Teufel), weil vollkommen „gut“;*

Zentral: Da ich in meinem methodischen Zweifel meiner selbst längst schon gewiss geworden bin ohne Gott, wird nun noch die Kontinuität der eigenen Existenz mit ihren Wahrnehmungen von Welt durch einen „guten“ Gott als Rückversicherung vergewissert. Gott als vollkommenes Wesen gerät in die Erkenntnisabhängigkeit des sich als unvollkommen erfassenden Menschen. „**Gott gerät in die Stellung eines Prädikates der Vollkommenheit, die ihrerseits aus der Mangelhaftigkeit eines nicht ganz vollkommenen Menschenwesens gedacht ist**“ (E. Jüngel). *Freilich sei betont: Das „...Ego als res cogitans (ist) zum subjectum..., Gott zum Objectum gemacht“ (E. Jüngel).*

Diesen Ansatz beim menschlichen Subjekt griff Barth an – gegen seine in der Liberalen Theologie verwurzelte Vergangenheit, der er attestierte, sie habe nicht von Gott, sondern vom Menschen gehandelt. Genauer: **Diese Subjekt-Objekt-Zuweisungen** konnte er aufgrund biblischer Einsicht nur als unbotmäßig zurückweisen, **sofern die Bibel jene Maßgeblichkeit in der Theologie wiedererlangen sollte**, die ihr als Zeugnis der Zeugen von der Offenbarung Gottes allein zustehe als norma normans für **alle** theologische Erkenntnis überhaupt. Im Römerbrief-Vorwort seiner 2. Fassung formuliert er: „*Wenn ich ein System habe, so besteht es darin, dass ich das, was Kierkegaard den ´unendlichen qualitativen*

Unterschied` von Zeit und Ewigkeit genannt hat, in seiner negativen und positiven Bedeutung möglichst beharrlich im Auge behalte. **Gott ist im Himmel, du aber, Mensch, auf Erden (Koh. 5,1)**. Die Beziehung dieses Gottes zu diesem Menschen, die Beziehung dieses Menschen zu diesem Gott ist für mich das Thema der Bibel und die Summe der Philosophie in Einem. Die Philosophen nennen diese Krisis des menschlichen Erkennens **den Ursprung**. Die Bibel sieht an diesem Kreuzweg Jesus Christus“.

Gott kann in der Erkenntnis des Menschen nicht Objekt des Menschen, sondern mit Notwendigkeit nur selbst Subjekt sein. Gott ist Gott – der Mensch aber in sündiger Abständigkeit eben Mensch. Die Erkenntnis Gottes bedeutet demzufolge die **Krisis** des Menschen, dem in der Offenbarung Gottes Gericht und Gnade widerfährt. **Gericht:** Er wird seiner selbst als im Widerspruch befindlich Gott gegenüber identifiziert. **Gnade:** Gerade in dieser Gerichtserfahrung ist er aber schon so sehr mit Gott kraft seiner Selbsterschließung in Berührung getreten, dass ihm Gott als der schon ihn Begnadende begegnet. „**Krisis**“, ein Zentralbegriff der Dialektischen Theologie, die Barth maßgeblich prägte zu Beginn der 20-iger Jahre. Krisis – in sie gerät der Mensch durch die Offenbarung Gottes. Dieser Begriff steht „...im Dienst der Wiedergewinnung theologischer Sachlichkeit“, so M. Weinrich, „... indem er die Wirklichkeit Gottes und seiner Praxis den Wirklichkeitsvorstellungen gegenüberstellt, die sich der Mensch zum Schutz seiner Praxis zurechtgelegt hat. In der Krisis werden dem Menschen die Augen für seine wahre Situation geöffnet“ (in: Die bescheidene Kompromisslosigkeit der Theologie Karl Barths, S.370). Damit geht es nicht um „Erfüllung“, sondern um Hoffnung. Sie aber ist genauso Gottes „Sache“, wie auch der Glaube selbst. Er ist somit, recht verstanden, gar nicht „Sache“ des Menschen, sondern Gottes „Sache“, obgleich dieser den Menschen real betrifft. Aber: „Auch den Glauben kann der Mensch nur bezeugen, und dieses Zeugnis ist identisch mit dem Zeugnis von Gottes Offenbarung. Auch der Glaube vermag sich nur indirekt – im mehr oder weniger adäquaten Gleichnis – mitzuteilen. Die kritische Trennungslinie zwischen Gott und Mensch geht gleichsam durch den glaubenden Menschen hindurch“ (ebd., S.371). → Subjekt des Gls...

Aber welche Vorstellung ist dann zu verbinden mit dem 1. Satz des Credo? Sagen wir nicht sofort im Glaubensbekenntnis „Ich“ glaube „an Gott“, also, wird nicht auch hier ein **seiner selbst mächtiges Subjekt**

vorausgesetzt, **das ein Objekt erkennt?** Barth vollzieht eine radikale Umkehrung: Gott ist Gott. **Gott ist gleichsam Subjekt, Prädikat und Objekt**, sofern es um die Erschließung Gottes – nicht „durch“, sondern ganz und gar passiv, „für“ den Menschen geht. Gott muss sich dem Menschen offenbaren. Er gibt sich selbst zu erkennen. Er **selbst** offenbart **sich selbst**. Er muss Subjekt, Prädikat und Objekt in einem sein, weil er Gott ist und damit niemals ein Anschauungsobjekt des erkennenden Menschen. Er ist der Offenbarer als der Vater; er ist die Offenbarung in seinem Sohn, Jesus Christus, dem menschengewordenen Wort Gottes, er ist das Offenbarsein im Heiligen Geist. Gott offenbart sich dreimal anders als derselbe. Er handelt, er offenbart sich, er verhilft dem Menschen zur Gewissheit des solchermaßen Offenbarten. Kein Mensch kann sich das selbst sagen, was im Offenbarungsgeschehen dem Menschen offenbart wird, weil Gott Gott ist. Alle Vorstellungen, Voraussetzungen, Reflexionen, Vorüberlegungen, alles Vorwissen und Vorahnen des Menschen muss korrigiert werden und wird korrigiert – aber nicht durch eine präzisere Erkenntnis des Menschen, **sondern durch Gott selbst**, der den Menschen in die „Krisis“ führt. **Gotteserkenntnis gibt es nur als ein von Gott erkannt werden!**... wer ich bin!

Der Ansatz: Wie kommen wir dazu, Gott zu erkennen? Nur die **Umkehrung** kann als Antwort dienen: Nicht **wir** erkennen **etwas** von Gott – von **uns** aus, sondern Gott muss **sich selbst uns** zu erkennen geben. Dass wir indessen Gott nicht von uns aus erkennen, ist negativer Folgesatz aus dem zuvor zu sagenden Satz, dass Gott sich uns zu erkennen gibt. Wer diesen Satz nicht nachsprechen kann, erliegt eben weiter seinen Wunschbildern, Selbstspiegelungen, ja, Illusionen über Gott, der dies allerdings alles nicht ist! „**Der Anfang unserer Erkenntnis Gottes...ist nicht ein Anfang, den wir mit ihm machen. Er kann immer nur der Anfang sein, er, den er eben mit uns macht und längst gemacht hat...**“ (KDII/1,213). Der Akzent mit seinem ganzen Gewicht liegt da: Gott selbst macht sich uns bekannt – **nicht etwas! Sich selbst!** Und dies nennt Barth sofort unumwunden Gnade! Dass er redet ist Gnade, nichts als Gnade – ob im/durchs Evangelium oder im/durchs Gesetz. Er redet. Das ist Gnade! → LAW?

Diese grundlegende Aussage, dass Gott redet, ist eine Glaubensaussage, was heißt: Der, der sie formuliert, ist schon „drin“ in der Bewegtheit des Glaubens, der auf Gottes Selbsterschließung antwortet. Wer hier Vernunft, Gefühl, Erlebnis, Anschauung oder Anderes als *des Menschen Möglich-*

keit einträgt, verfehlt Barth in seinem Anliegen (**besser: das biblische Zeugnis, jenes Zeugnis, das Gott bezeugt**). Dass der Mensch Gott selbst erkennt, ist Wirkung durch Offenbarung als Gottes Setzung. Der Mensch, die Theologie, der Glaube hat hier nichts vorzuweisen. Deshalb gilt es – sowohl für den Glauben als auch für die Theologie immer nur und immer wieder: „...mit dem Anfang anfangen“! (= pointiert formuliert 1962 bei Barths letzter Vorlesung in Basel). Deshalb nennt er die Theologie auch „bescheidene Wissenschaft“.

Die einzige Quelle der Erkenntnis der Theologie ist die Offenbarung Gottes. Aller Erkenntnis-Aktivität des Menschen muss **grundsätzlich** die Aktivität der Offenbarung Gottes vorausgehen. Gott kann nur erkannt werden, wo er sich als er selbst zu erkennen gibt. Alles andere wie *Erleben/Erlebnis, Nachempfinden, frommes Gefühl, Mystik, Kontemplation, Kultur, Geschichte, Religion* verfehlt Gott je deshalb, weil dies alles einen menschlichen, vielleicht gar himmelstürmenden Weg in die Transzendenz hinein zu schaffen sucht, durch den aber niemals der sich selbst zu erkennen gebende Gott Alten und Neuen Testaments gefunden wird. **Die theologische Konzentration muss grundlegend auf die Umkehrung der Denkrichtung von den Bedingungen der menschlichen Subjektivität hin zu den Bedingungen des Selbsterweises Gottes in seiner Offenbarung gehen.** Erst von hier aus wird der Horizont klar. Erst von hier aus erschließt sich dann auch das, was Wirklichkeit genannt zu werden verdient, die im Lichte Gottes eben längst nicht mehr das ist, was wir vorher ohne Gottes Selbsterschließung von ihr meinten wahrnehmen zu müssen. Der theologische Erkenntnisweg ist nicht der allgemein quasi selbstverständliche vom Allgemeinen hin zum Besonderen, sondern vom Besonderen her, hin zum Allgemeinen, sofern gilt, dass, wenn es um die Erkenntnis Gottes geht, Gott eben kein Bestandteil des Allgemeinen ist, sondern der „ganz Andere“. Und dieser ganz Andere erschließt sich selbst und die Wirklichkeit neu. „*Die Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis kommt nur in den Blick, wenn sie als eine **bereits orientierte** thematisiert wird*“, so M. Weinrich. Jeder Kompromiss treibt in die bereits reich bevölkerten Arme L. Feuerbachs, die weit geöffnet sind (Projektion!).

Anders formuliert: „*Es geht nicht um die Menschengedanken Gottes, sondern um die Gottesgedanken über die Menschen*“. Das bestimmt, so Barth sehr hübsch, „...*den Rhythmus ihrer eigenen Sachlichkeit*“ (gemeint ist die Theologie, die sich ihrem Gegenstand, ihrer Sache, verpflichtet weiß, sonst wandelt sie sich in Anthropologie!). Diesen Erkenntnisweg sucht sie sich

nicht. Er ist ihr vorgegeben durch das Ereignis der Offenbarung. Auf ihn hat sie sich immer neu zu begeben. M. Weinrich: *„Christliche Erkenntnis und christliche Theologie (und christlicher Glaube!) sind ihrem Wesen nach sekundär, sie sind reaktiv, nicht initiativ; das ist das Zentrum von Barths Thematisierung der Offenbarung“* und damit zentrales Thema seiner theologischen Neugrundlegung.

Offenbarung meint nun nicht formal einfach nur die Richtung unserer Erkenntnis als Vorgegebenheit. Dass Gott sich selbst zu erkennen gibt, weist inhaltlich auf eben das „**Wer**“ und das „**Was**“ seiner Selbsterschließung. Dass Gott mit uns einen Anfang gemacht hat wird deutlich in einem Geschehen, das sich uns in seinem Sinn auslegt: Barth spricht vom **Os-terereignis**. Dieses nennt er ein „christlich-theologisches Axiom“ (auf ein anderes grundlegendes Axiom komme ich gleich noch zu sprechen). Dieses Urdatum erschloss sich den ersten Zeugen dieses Ereignisses in der Kraft des Heiligen Geistes **als Offenbarung Gottes in ihm, Jesus Christus. In ihm, an ihm, durch ihn macht sich die eigentliche Gestalt der Offenbarung fest**. Und damit die Erkenntnis: Gott war in Christus, Gott war selbst in dem Menschen Jesus am Werk und ist in den Tod gegangen und inmitten dieser tiefsten Erniedrigung (wo es mit dem Menschen ganz und gar zu Ende war) handelt Gott als Gott! Das „**Wer**“ dessen, der sich offenbart, ist niemals ohne inhaltliche Zuspitzung des „**Was**“ zu beschreiben, also „**Wer**“ der sich Offenbarende **wesensmäßig** ist, **erschließt sich im Tun seines „Was“**. Und dieses „Was“ heißt: **Die Verbundenheit und Beziehung dieses Gottes mit diesem, seinem Menschen, seinem Geschöpf**. In seinem Sohn nimmt er Menschengestalt an und nimmt sich des Menschen an, was heißt: **Er macht des Menschen Angelegenheit in Jesus Christus zu seiner eignen Sache**. *„In der Offenbarung wird offenbar, wie Gott sich zu uns als den verlorenen Sündern verhält, wird erkennbar die Zuwendung seiner Liebe wie unser Preisgegebensein an die Sünde“* (Michael Beintker, Krisis und Gnade, S. 37) ... Und Zitat Barth, Christliche Dogmatik, 1927: **„Offenbarung ist in der Sache identisch mit Versöhnung. Offenbarung ist die Handlung Gottes, die sich auf den Sündenfall des Menschen bezieht, auf die Verkehrung des ursprünglichen, in der Schöpfung begründeten Verhältnisses des Menschen zu ihm“**. In seiner „Einführung in die Ev. Theologie“, 1962 formuliert er: Gott ist „... frei dazu, nicht neben dem Menschen, aber auch nicht bloß über ihm, sondern bei ihm und mit ihm und vor allem für ihn Gott zu sein..., des Menschen Gott – und das nicht in Verminderung oder gar Preisgabe, sondern

gerade in Bestätigung seines göttlichen Wesens“. Das nennt Barth **Ostern**. Es wird da **Ereignis**, wo ein Mensch **aus dem Tod aufersteht ins Leben**.

56

Wer nach Ostern „historisch“ fragen will, bekommt nicht mehr als „Fetzen“ in seine Hand. **Ostern** ist ein **prähistorisches Ereignis**. Das Entscheidende: Die ntl. Zeugen nehmen den Auferstandenen wahr in der Identifikation mit dem Gekreuzigten – ohne jedwedes menschliche Wollen oder Vermögen. Gott wird ihnen begreiflich in der unmittelbaren Gegenwart der unbegreiflichen Gestalt des Auferstandenen (**sie „sahen“ ihn**). Der Gekreuzigte lebt – *Ostern ereignet sich bei den ersten Zeugen als Botschaft des Redens von Gott, als Wort der Durchbrechung des Todes mit seinem Schweigen*. Nur der Herr über Leben und Tod kann so reden. Der Gekreuzigte begegnet, redet. Wer ihn hört, der hört Gott selbst, weil Gott sich die Sache Jesu Christi zu eigen gemacht hat und an ihm gehandelt hat. Somit kann Barth **Jesus Christus mit dem „Wort Gottes“ identifizieren, kraft dessen Gott selbst redet**. Wenn der in der Verslossenheit gegenüber diesem Reden „tote“ Mensch (=Sünder) dennoch Gott in seinem Reden hört, **ereignet sich „Auferstehung aus den Toten“**. Das ist Gnade. Dieses Gnaden-Wort ist das „eine Wort Gottes“ (Barmen I), neben dem es keines anderen bedarf. Es geht um das „eine Wort Gottes“, weil sich darin Gott ganz in seinem Tun gegenüber dem Menschen als der ihm Zugewandte zu verstehen gibt durch sein Werk in Christus. Und auch das „**Gesetz**“ ist demzufolge nichts anderes als die „**Form des Evangeliums, dessen Inhalt die Gnade ist**“, weil auch dieses an Jesus Christus selbst orientiert ist und zu orientieren ist.

Barth hat mit diesem, seinem theologischen Anliegen, einen besonderen Horizont hinsichtlich der „**Freiheit**“ eröffnet. Jene Freiheit freilich (wie auch schon bei Luther), die sich nur durch eine unmittelbare Selbsterschließung Gottes verstehen lässt und nicht einfach als eine immer schon im menschlichen Bewusstsein angelegte oder mitgebrachte und sich selbst auslegende Freiheit da ist. In der Gegenwart zeigt sich m. E. ein anderes Freiheitsverständnis, das sich meist mit dem Tatbestand absolut gesetzter Bindungslosigkeit verbindet, aber verkennt, dass die Bindung an die Bindungslosigkeit bereits als eingeschränkte Freiheit identifiziert werden müsste. Die von Barth **in Gott selbst** verankerte und verwurzelte Freiheit (er spricht von Gott als dem „*in Freiheit Liebenden*“) ist gemeint. Jene Freiheit, die kraftvoll ihre Relevanz gerade und erst recht in allen Herausforderungen gegenüber den jeweiligen Zeitströmungen, Bindungen an

angesagte Trends und Standortzuweisungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kirche, Glauben, Theologie und Ethik – sprich in unseren sogenannten Wirklichkeiten mit ihren jeweiligen Ansprüchen und Erfordernissen, Gefolgschaften und Kompromisslosigkeiten zu entfalten vermag. **Freiheit, die in Gott und seiner Selbst-Bindung an die Liebe wurzelt und immer eine auf des Menschen Antwort zielende ist - sie steht zur Disposition!**

1927 spricht er von den Gefangenschaften des Menschen gegenüber den „herrenlosen Gewalten“ mit zersetzender Wirkkraft (Dämonie des Politischen, Mammon, Ideologie, Technik, Mode, Sport, Vergnügen/Spaßgesellschaft, Verkehr/immer woanders) oder auch von den „herrenlosen Gottheiten, Kräften und Mächten“ (Röm.II, S.78) die sich auch rasch abbilden in Familie, Volk, Staat, Kirche, Heimat, Volkstum, Rasse, Blut und Boden etc., die selbst „Zweck, Inhalt und Ende werden“ (Röm.II) und des Menschen Unterwerfung fordern.

Doch zunächst bedarf es des **Kriteriums**, kraft dessen diese Freiheit konturiert zu werden vermag. Konstitutiv galt Barth: „Dem Wort Gottes gegenüber gilt es treu zu bleiben; es ist ein lebendiges Wort...“. Deshalb gilt es: immer wieder „...mit dem „Anfang anzufangen“. Nicht geht es um ein Prinzip, das einmal begriffen, nun nur noch und immer weiter sich entfaltet. Ganz anders: Es geht um den lebendigen Gott, der in und durch sein lebendiges Wort **je neu redet**. Das nötigt den Theologen (und auch den Glaubenden!) zu dem Eingeständnis, dass er „*seinen*“ Gegenstand niemals in Besitz nehmen kann, weil dieser sich ihm niemals ausliefert. **Er bleibt angewiesen auf das Kommen des ihm Entzogenen**. Und daraus folgt eben auch (Barth formuliert dies am Ende seiner wissenschaftlich-theologischen Arbeit 1962 in Basel): *„In der theologischen Arbeit kann man nie mit freiem Rücken von schon erledigten Fragen, von schon erarbeiteten Resultaten, von schon gesicherten Ergebnissen herkommen,... heute keineswegs von den Zinsen eines gestern angesammelten Kapitals leben, sondern ist darauf angewiesen..., jeden Tag, ja zu jeder Stunde neu mit dem Anfang anzufangen. Fortfahren heißt in der theologischen Wissenschaft: immer noch einmal mit dem Anfang anzufangen“*.

Diesen Satz kommentiert E. Busch, der letzte Assistent Karl Barths in Basel: *„Die Bereitschaft einer Theologie, immer noch einmal mit dem Anfang anzufangen, gründet in der durch das Wort Gottes gebotenen Treue gegenüber diesem Wort. Weil es ein lebendiges Wort ist, schließt die Treue gegenüber diesem Wort...Bewegungsfähigkeit ein...Darum (aber!)*

müssen in aller theologischen Bewegungsfähigkeit auch Strukturen der Treue gegenüber diesem Wort Gottes erkennbar sein“ (Die große Leidenschaft, S.67)

58

Angesichts der sich je aktuell ereignenden Offenbarung als Selbsterschließung Gottes nennt Barth **drei Gestalten** des Wortes Gottes: **die Verkündigung der Kirche, das biblische Zeugnis, das Wort Gottes** selbst. Die von der Heiligen Schrift bezeugte Offenbarung ist kein „Damals“ als einst geschehene Offenbarung, sondern enthält in sich als Verheißung kraft des lebendigen Christus, wieder und wieder **auch heute** geschehen zu können. Diese Verheißung ist der Grund dafür, dass die Offenbarung, die der Kirche durch die Schrift bezeugt ist, in ihr verkündigt wird. Die in der Bibel bezeugte, also **geschehene** Offenbarung wird **als geschehende** verkündigt. „...von geschehener hin zu geschehender Offenbarung“ (KD I,1). Gottes eigene Rede tritt dank der Vollmacht Christi im Menschenwort entgegen. Trifft dieses Wort als *Gottes eigenes Wort* den Menschen, so ist dieser gefragt, ob er es sich leisten kann, in seinem Status wirklich verharren zu wollen oder zu können. Oder ob er angesichts des ihn erreichenden Wortes Gottes, nicht auf glaubendes Vertrauen setzen soll/kann und muss, um in der auch ihm darin und dadurch eröffneten Freiheit zu leben sich ermächtigt sieht, so Barth in seiner Auslegung zu Mk.9, 24 („Ich glaube, hilf meinem Unglauben“). Glaube ist somit immer Antwort auf die Selbsterschließung Gottes in seinem Werk. Glaube ist Gnade, Geschenk, nicht machbar. (In KDI,1, S. 242, 250 spricht Barth von dem Glauben als „**Anerkennung**“ seitens des Menschen dem sich ihm selbst erschlossenen Gott gegenüber, gar von „**Gottförmigkeit**“ und meint ein „Angepasstheit des Menschen an das Wort Gottes“. Sehr schön (S.255): „Man hat sich den Menschen im Ereignis des wirklichen Glaubens als sozusagen **von oben geöffnet** zu denken“. Barth spricht von der „*analogia fidei*“, was heißt (S.258): „Der Mensch ist als Glaubender ganz und gar von diesem Gegenstande her (=Gott in seiner Selbsterschließung) ...er kann sich, indem er glaubt, nicht als in sich selbst, sondern nur als in seinem Gegenstande begründet, ja nur durch seinen Gegenstand existierend verstehen...ja, dass er selbst diesem Gegenstande angeglichen wird“.

Die Bibel – das sei deutlich markiert - ist das Buch des Zeugnisses. Kein Begriff hat in der Theologie Barths eine solche fundamentale Bedeutung wie der des „Zeugnisses“. **Die Zeugen werden zu Zeugen durch das Bezeugte**. Das Ihnen Widerfahrene wird bezeugt. Somit bezeugen die Zeugen das zu Bezeugende als Wort durch Widerfahrnis. „*Alles, was bei*

der Theologie im besten Fall herauskommen kann, ist Zeugnis aus zweiter Hand, d. h. ein Zeugnis, das sich selbst auch nur an einem Zeugnis – dem biblischen Zeugnis – ausweisen kann“ (M. Weinrich, ebd. S. 371). Das von Menschen Bezeugte erfolgt in aller menschlichen Unzulänglichkeit, Fehlerhaftigkeit und historischen Zeitbedingtheit. Die Zeugen kommen von einem Widerfahrnis her, bezeugen selbiges und weisen über sich selbst hinaus. Somit geht es um ein **Gleichzeitigwerden** mit den ersten Zeugen, nicht um ihrer selbst willen, weil sie so wichtig sind, sondern weil ihnen die „**Sache**“ / **der „Gegenstand“** der Bezeugung wichtig ist und das von ihnen Bezeugte neu wahrgenommen werden soll als Gottes Wort (was nur als Erwartung und Hoffnung ausgesprochen werden kann). Das heißt, anders formuliert: Die Bibel ist nicht eo ipso Gottes Wort, sondern zunächst schlicht Menschenwort. Aber: *“Gott lässt es dann zu seinem Wort werden, als er es zu seinem Wort werden lassen will“* – johanneisch gesprochen: *„Der Geist macht lebendig, das Fleisch ist nichts nütze“* (Joh.6). Wer diesen Befund biblischen Zeugnisses verkennt, bleibt bei sich selbst inmitten vielleicht brillantester zeitgeschichtlicher Analyse des biblischen Textes, kommt auch hier und da zu vortrefflichen Ergebnissen, nimmt aber nichts wahr von Gott. *„Deus dixit“* – das wiederzugeben ist Anliegen der biblischen Autoren *inmitten und trotz aller Unzulänglichkeit*, weshalb Barth die historisch-kritische Forschung an der biblischen Literatur nicht etwa nicht würdigt, sondern geradezu deren „Recht und Notwendigkeit“ ausdrücklich anerkennt (Röm. II, S.11). Nur darf die historische Analyse nicht in der ausschließlich historischen Rückfrage stecken bleiben als sei mit dieser schon alles gesagt und erforscht. Barth geht es um *„...die Beziehung der Wörter auf das Wort in den Wörtern...bis zu dem Punkt muss ich als Verstehender vorstoßen, wo ich nahezu nur noch vor dem Rätsel der **Sache**, nahezu nicht mehr vor dem Rätsel der Urkunde als solcher stehe...“* (Röm II, S. 14). Deshalb sein berühmt gewordenes Diktum: **„Kritischer müssten mir die Historisch-Kritischen sein“**.

Es gilt also: „Gott hat zu uns geredet, einmal für allemal. Von diesem Perfektum: *„Deus dixit“* **zeugt die Heilige Schrift**. Darum kann und darf die Verkündigung der christlichen Kirche in keinem Sinn eine Philosophie, d. h. eine Entwicklung irgendeiner selbstgefundenen Welt- und Lebensanschauung sein“ (Reformation als Entscheidung, 1933!).

In dieser bewegten Zeit in Deutschland spricht er unmissverständlich und *kompromisslos* (!) abermals in einem Vortrag von einem „*theologischen Axiom*“ („Das 1. Gebot als Theologisches Axiom“). (*Wortlaut: „Ich bin der*

Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägypten, aus der Knechtschaft/Sklavenhaus geführt habe, du sollst keine anderen Götter haben neben mir“). 1933 (!), dem Jahr mit all seinen Heils-Verwirrungen, Gehorsamspflichten, Bindungen, Verbindlichkeiten, Verpflichtungen und Neuausrichtungen auf einen Führerkult, unmenschlichen Rassegesetzen, mystisch anmutendem Volkstum, nicht zu überbietender Arierideologie und plausibel mit prokirchlichen Bestandssicherungsversprechen in Paarung mit Antisemitismus und unlöslich damit verquickter Nazipolitik unter Umjubeln der Deutschen Christen, da sagt er: „Auch die Theologie beruht hinsichtlich des Beweises ihrer Sätze auf einer letzten entscheidenden Voraussetzung, die als solche weder bewiesen werden kann noch bewiesen zu werden nötig hat, sondern die alles zu ihrem Beweise Nötige selber sagt. Sie ist genau angebbar wie das Axiom oder wie die Axiome irgendeiner anderen Wissenschaft. Die theologischen Sätze sind an ihr ebenso streng gemessen wie die Sätze jeder anderen Wissenschaft an ihren Axiomen: Jeder theologische Satz steht unter der Frage, wie er sich zu dieser Voraussetzung aller theologischen Sätze verhält, d. h., ob und wie er von ihr aus beweisbar, haltbar und rechtmäßig ist“.

Barth nennt gerade und erst recht im Zeitgeschehen 1933 – Barth spricht nicht zur „Lage“ (=1930 „Quousque tandem“), sondern zur „Sache“, **weil die Theologie in ihrer Sachlichkeit sich festzumachen hat an ihrem „Sachgegenstand“** und das ist einzig und allein Gott in seiner Offenbarung!):

- 1.) Das 1. Gebot „steht geschrieben“ – es geht um die Maßgeblichkeit der verschriftlichten Bibel als Quelle aller Offenbarung, neben der es keine weiteren Quellen geben kann und darf
- 2.) In der Anrede „Ich - Du“ (du sollst...) tritt das Axiom auf den Plan. Ihm eignet ´Ereignischarakter`, keine zeitlose Beziehung wird ausgemacht. Jetzt geht es darum, *diesem Ereignis des Redens Gottes in seinem niedergeschriebenen Wort als Hörer dieses ersten Gebotes gleichzeitig zu werden; dass damals Gehörte höre ich jetzt und hier!*
- 3.) Es geht um ein ´Gebot`, keine beliebige Mitteilung. Es ist Befehl, keine anderen Götter daneben zu verehren. Der Hörer wird in der Situation dieses gehörten Gebotes als Hörer qualifiziert. Dessen Folge ist der Gehorsam. Im Gehorsam erweist sich der Hörer als einer, der verstanden hat. Ungehorsam ist der, der die göttliche Stellungnahme verwirft. Er verwirft

sie auch und gerade dann, wenn er anderen Stimmen meint folgen zu müssen. (1933 !)

4.) Der hier im 1. Gebot Gebietende ist der Befreier und Erretter, nicht der Despot. Er ist in Freiheit barmherzig und hat den Bund mit Israel/der Menschheit längst begründet. Ich, der Herr, dein Gott, d. h., der Gott, der als solcher schon längst an dir gehandelt hat, befiehlt: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat (Ps. 103, 2) fügt Barth hinzu. *Um dieses Nichtvergessen handelt es sich bei diesem Gehorsam, um das Vergessen beim Ungehorsam gegen dieses Gebot. Gehorsam ist Dankbarkeit, Achtung und Ehrung Gottes. Ungehorsam Undankbarkeit. Und jetzt spitzt Barth zu: „Die Offenbarung geschieht in der Versöhnung, in dem von Gott aufgerichteten und gehaltenen Bund zwischen ihm und den Menschen. Sie geschieht durch Sündenvergebung, Rechtfertigung und Heiligung... **auch als Offenbarung des Gesetzes! Jesus Christus ist der Sinn des Sinaigesetzes, sofern es Gottes Offenbarung ist**“.* Somit ist Jesus Christus die Erfüllung des atl. Gesetzes/Gebotes! Er war, ist und bleibt das „eine Wort Gottes“, das die Heilige Schrift bezeugt. **Daneben kann nicht etwas anderes gelten.** In seinen Thesen „Kirchliche Opposition 1933“ bezeichnet er „...*die Quelle aller einzelnen Irrtümer der Deutschen Christen, dass sie neben der heiligen Schrift als einziger Offenbarungsquelle das deutsche Volkstum, seine Geschichte und seine politische Gegenwart als eine zweite Offenbarungsquelle behaupten und sich damit als die Gläubigen eines anderen Gottes zu erkennen geben*“. (Vgl. daneben etwa E. Hirsch: „Das deutsche Geschehen von 1933 ist eine Gottesstunde. Das Ja zu dieser Stunde ist in mir lebendig, ist von Herzens Grunde mir lebendig als Dank gegen den Gott, der nach langer Schande und Nacht uns allen in Flammen aufgegangen ist“. Oder: „Die Wirklichkeit der Stunde will Gottes Rede an uns werden..., dass durch Volkstum und Vaterland Gott mir begegne“, zitiert bei M. Beintker, Krisis und Gnade, S. 48f.)

Das 1. Gebot ist konstitutiv für jede theologische Aussage. Barth: „*Theologisch verantwortlich denke und rede ich dann, wenn ich mich bei dem, was ich als Theologe denke und rede, diesem Befehl gegenüber verantwortlich weiß und wenn ich diese, meine Verantwortlichkeit kenne, als Verantwortlichkeit gegenüber einer Instanz, von der es keinen Appell an eine andere höhere gibt, weil sie selbst die letzte und höchste, die schlecht-hin entscheidende Instanz ist...auch und gerade die Theologie ist immer wieder gefragt: wo sie nun eigentlich ihr Herz, ihre Anliegen, ihr Interesse*

habe, und ob ihr Herz nicht etwa heimlich ein zwischen diesem Gott und den anderen Göttern geteiltes Herz sein möchte“ (gegen die Deutschchristliche Ideologie einer sich geschichtlich offenbarenden Gottheit, die sich in den konkreten Gegebenheiten von Volk, Blut, Boden, Rasse, Führer manifestiert!).

Barth löst die Gefolgschaft gegenüber dem 1. Gebot ein, indem er 1933 genau dieses Axiom gegenüber der in der Entstehung begriffenen kirchlichen Opposition gegen Hitler (Pfarrernotbund, Jungreformatrische Bewegung, Evangelium und Kirche) geltend zu machen versucht. Matthäus 6, 24 („Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“) und die 1. These der 1934 verfassten Theologischen Erklärung von Barmen interpretieren diese, seine Einsichten, aufs Genaueste. Jeder soll wissen, worum es geht und was auf dem Spiel steht, wenn es um das „eine Wort Gottes“ geht, dem gegenüber **allein(!)** es zu vertrauen gilt.

Am Vorabend des Reformationstages 1933 traf Barth mit Vertretern der innerkirchlichen Opposition zusammen und kritisierte aufs Schärfste deren „Ja“ zum Hitlerstaat und zugleich deren Anliegen, die Kirche innerlich „rein“ halten zu wollen gegenüber dem Einfluss des Staates. Nicht minder scharf grenzte er sich **hier** ab **wie** gegenüber den Deutschen Christen. In „Reformation als Entscheidung“ sagt er: Denn Ihr „...*sagt heimlich, gedämpft und zurückhaltend, was die Deutschen Christen offen, laut und ungebrochen sagen...*“. In einer Auseinandersetzung mit Georg Merz formulierte er etwas früher, worauf er sich jetzt genauso beziehen konnte: „*Die Voraussetzung, als ob man mit den Deutschen Christen im Vorspruch – im theologisch sanktionierten, aber nicht durch das biblische Offenbarungswort begründeten Ja zum Hitlerstaat – einig sein, nachher im Gegensatz zu ihnen eine reine Kirche haben könne, diese Voraussetzung wird sich noch einmal als eine der schlimmsten Illusionen dieser an Illusionen reichen Zeit herausstellen...*“. Dann sprach er von **Unfreiheit im Gegenüber zu dem freien Evangelium** (das aber nicht etwa beliebig als dann auch suspendier- oder ignorierbar „gehändelt“ werden könne): „*Unfrei und zwar im selben Punkte, kraft desselben fatalen „Und“, mit dem ein Gott neben den anderen gestellt wird*“. Eine **gradweise Unterscheidung** muss zwingend einer **grundsätzlichen** gegenüber dem Hitlerstaat weichen. Zur Disposition stand neben dem „*einen Wort Gottes*“, *neben Gott, der Götze der Führerideologie*. Jedwede Kombination zwischen Beidem ist verunmöglicht, sofern die Kirche nicht aus einer anderen Quelle, denn ausschließlich der des Wortes Gottes zu

schöpfen und zu trinken gewillt ist. **Es geht um alles oder nichts, ein ehrlich und restlos!!! Denken, Reden und Handeln der Kirche kann und darf nicht eine Kombination zwischen beiden vermeintlichen Möglichkeiten wählen. Das „eine Wort Gottes“ gebietet hier.** Legitimiert die Kirche jene andere Quelle, die die Führerideologie (auch jenseits der Kirche) weiter sprudeln lässt, so muss sich die Kirche einer 2. Größe neben dem Evangelium, dem „einen Wort Gottes“, öffnen. *Einem Gesetz, das neben dem Evangelium zu stehen kommt und sich in vermeintlichen Autoritäten mit Verbindlichkeitscharakter wie durch Ordnung, Staat, Volk, Rasse, Arierparagraph, Boden etc. zu erkennen gibt, kann und darf es niemals geben. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Man bemerke, dass es nicht heißt, Ihr sollt nicht, sondern Ihr könnt nicht...Ihr könnt wohl etwas anderes sein als meine Jünger. Ihr könnt wohl etwas Anderes tun als glauben, aber Ihr könnt nicht glauben und im Glauben noch immer frei sein wollen, ein anderes Mal nicht zu glauben. In dieser Entscheidung seid Ihr gefangen“* (Reformation als Entscheidung). Eigenmächtig gewählte und Autorität beanspruchende Instanzen wie Volkstum und Staat sind damit kriterial durch das theologische Axiom *disqualifiziert* und theologisch zu verachten. Und zugleich, so E. Busch „...ist der Glaube ein wohl sorgfältig und eifrig gepflegter, aber **doch gefangener und in fremden Dienst gestellter Glaube** geworden“ (und auch hier gilt es im Ohr zu behalten: 'Mit dem Anfang anfangen' - womit? Mit dem **Glauben**, weil er immer wieder der Gefahr der Verirrungen und Verfehlungen ausgesetzt ist).

Und anders: Es fand schon Erwähnung: Barth fordert von dem Theologen, dass er statt zur „Lage“ besser zur „Sache“ zu sprechen habe (in Theologische Existenz heute, 1933). Das aber heißt: Der Anspruch des Wortes Gottes wird sich als orientierender Pass zu erweisen haben – immer und gerade jeweils heute! Angesichts der Mächte, Fürstentümer und Gewalten schärft er ein: Gott noch anderswo zu suchen als in seinem Wort und sein Wort noch anderswo zu suchen als in Jesus Christus und Jesus Christus noch anderswo zu suchen als in der heiligen Schrift Alten und neuen Testaments hieße, solche Leute zu sein, **die Gott gar nicht suchen.** (Th. Ex. heute).

Damit wird das die Freiheit letztbegründende Kriterium für die verbürgte Freiheit in politisch-gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen und Urteilsfindungen akzentuiert. Ansichtig durch die sich dem Glauben erschlossene und immer wieder neu erschließende Offenbarung Gottes

selbst in seinem **gebietenden Wort (!)** wird es hier und dort gefährlich, weil der im Glauben lebende Mensch dann eben nicht mehr „alles“ wird tun oder auch lassen können. Die Alternative „Nein“ oder „Ja“ steht gegen Trends, Mehrheiten und Zeitgeistigkeit. Indifferenz aber ist Verleugnung des „einen Wortes Gottes“ oder anders: Undankbarkeit als sich manifestierender **Ungehorsam**. Deshalb beharrt Barth auch darauf, dass der Glaube nicht als Wahlmöglichkeit des Menschen aufgefasst werden kann. Dann nämlich könnte der Mensch sich auch von seiner seinerzeit einmal getroffenen Entscheidung wieder selbst suspendieren oder zumindest innerhalb dieser vieles relativieren. Im Glauben geht es um Gottes Wahl des sündigen Menschen, in Jesus, dem Menschgewordenen ansichtig – erwählt und in der Bestätigung des Bundes gewürdigt, sein, Gottes, Gegenüber sein zu sollen und ihm nun auch zu entsprechen. Die Ethik ist nicht länger dem Menschen frei agierend überlassen (so oder ganz anders handeln zu können..., sondern konzentriert und unmittelbar bezogen auf die dogmatischen Grundentscheidungen, die dem Glauben wie der Theologie vorgegeben sind als deren durch Gott gesetzten Urbeschluss: **Dieser Mensch in seiner Beziehung zu diesem Gott! Darum geht es**. Deshalb auch ist der Glaube dem Menschen immer schon voraus – auf Hoffnung hin ausgerichtet...“der Gerechte, der ich nicht (empirisch) bin (auch werde ich immer wieder von meiner Vergangenheit eingeholt), werde ich sein“, denn in Christus bin ich es schon! Die Zukunft ist dem Glauben zugesprochen, wie ihm die Vergangenheit abgesprochen ist (M. Beintker). Oder: „*Wir sind durch den Glauben, was wir nicht sind*“ (Röm. II, 204), also von Seiten des Menschen eine „*unmögliche Möglichkeit*“. Deshalb hält sich der Glaube inmitten des gelebten Lebens an ihn, den Christus, den Menschgewordenen, in dem Gott bereits **letztgültig** gehandelt und über den Menschen entschieden hat. Jener Mensch, der sich noch immer in Sünde und Entfremdung vorfindet, dem aber der Bund, die Rechtfertigung und Heiligung gilt. Nur empirisch darstellbar ist dies alles nicht. Aber (zitiert b. E. Busch, Mit dem Anfang anfangen, S. 95): „*Natürlich sind wir in die Wirklichkeit hineingestellt. Aber wenn wir um den Primat des Wortes wissen, da werden wir anders in diese Wirklichkeit hineingestellt. Das Konkrete könnte dann sehr gefährlich werden: Was ist geschehen diesen Sommer in Deutschland? Ist das mit Recht oder Unrecht geschehen? Diese Art Machtergreifung? Diese Beseitigung aller anderen Parteien? Diese Beschlagnahme von Vermögen? Was ist denn geschehen in den Konzentrationslagern? Was ist geschehen an den Juden? Kann Deutschland, kann die deutsche Kirche, diese Fülle von Selbstmorden verantworten? Ist die Kirche nicht mitschuldig daran, weil sie geschwiegen hat? Wer das*

Wort Gottes zu verkündigen hat, der muss zu solchen Vorgängen sagen, was das Wort Gottes sagt“ .

Die sich ergebenden Freiheit eröffnenden Konsequenzen in der Entscheidungssituation gehen weiter: Barth verweigert den am 22.06.1933 gegenüber allen Beamten angeordneten Hitlergruß vor seinen Vorlesungen, weil dieser *„...eine Symbolhandlung der Anerkennung des Totalitätsanspruchs der Volkseinheit im Sinne des nationalsozialistischen Staates...(sei und dieser)...zu dem Wesen einer solchen Vorlesung im Widerspruch stehe“* (E. Busch, s. o.). Inhalt theologischer Denkbemühung ist ein anderer Anspruch. Deshalb müssten sich die theologischen Fakultäten für ein Verbot desselben aussprechen.

Und auch: Die Eidesfrage.

Nach dem Tod des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg wurden die Ämter des Reichskanzlers und des Staatsoberhauptes verschmolzen. Hitler wurde seit dem 2. August 1934 offiziell als „Führer und Reichskanzler“ angesprochen.

In der Folge erließ die Reichsregierung am 20. August 1934 ein entsprechendes Gesetz über die Vereidigung, welches am 23. August in Kraft trat. Von einzelnen Berufsgruppen wurde von nun an ein Diensteid auf Adolf Hitler als „Führer und Reichskanzler“ verlangt, der für die Beamten lautete: „Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“ [...] Barth bestand auf dem Zusatz: *„...soweit ich es als evangelischer Christ verantworten kann“*. Nach E. Busch war für Barth die Situation des status confessionis gegeben – man könne niemals Gott und dem Mammon dienen.

Im Prozess gegen Barth am 20.12.1934 legte der Staatsanwalt Hans Kasper die Auffassung gegenüber diesem Eid nach Vorlage des Göttinger Theologen Emanuel Hirsch aus: *„Ob das, was der Eid dem Schwörenden auferlege im Einklang mit dem Gebot Gottes steht – die Entscheidung darüber liegt nicht bei dem einzelnen Beamten, sondern allein und ausschließlich beim Führer selbst, den Gott auf seinen Platz gestellt hat, und dem man daher auch das blinde Vertrauen schenken kann und muss, dass er aufgrund seines besonderen Verhältnisses zu Gott nichts von seinen Untergebenen verlangen wird, was Gott verbietet. Dass der Beamte dieses bedingungslose und rückhaltlose Vertrauen zum Führer haben und ihm allein deshalb ein für alle Male die Entscheidung überlassen soll, ob*

zwischen seinen Befehlen und Anordnungen und dem Willen Gottes kein Widerspruch besteht, darin liegt gerade der Sinn des auf die Person des Führers geleisteten Treueeides“ (in E. Busch, *Mit dem Anfang anfangen*, S. 101). Barth argumentierte mit dem theologischen Axiom des 1. Gebotes, dem er sich unbedingt verpflichtet wusste.

Auch 1937/38 wurde die Eidesfrage wieder anlässlich des Geburtstages A. Hitlers am 20.04.1938 virulent. Der Präsident des Oberkirchenrates der Ev. Kirche der altpreußischen Union forderte den Treue-Eid mit der gleichen Formel wie schon 1934, nun auch von Pfarrern schwören zu lassen. Bei Verweigerung droht Entlassung. Barth, längst in der Schweiz, riet ab mit der Begründung, die er schon 1934 gegeben hatte. Der Eid wird inhaltlich festgelegt von dem, der ihn fordere, nicht von dem, der ihn ableistet. Was der Nationalsozialismus verlange, sei klar *„...die Einordnung der Pfarrerschaft in die Reihen dieser seiner, des totalen Staates, Kolonnen und die bedingungslose äußere und innere Anerkennung und Bejahung des gegenwärtigen Regierungssystems mit Einschluss der ihm zugrunde liegenden Weltanschauung und der zu seiner Entfaltung und Aufrechterhaltung notwendigen Ethik, mit Einschluss der ganzen tatsächlichen Praxis, in der es sich bisher bestätigt hat und in der noch unbekanntem Zukunft betätigen wird“* (in Christiane Tietz, S.284). Klar ist, dass man einem solchen Eid niemals Folge leisten dürfe, wolle man sich nicht gegenüber dem 1. Gebot als ungehorsam erweisen und einem anderen Gott dienen. Jeder Zusatz bedeute gegenüber dem im Eid zum Ausdruck gebrachten Absolutheitsanspruch einen anderen Eid. Ca. 60 % der Pfarrer leisteten am 31.05.1938 den Eid auf Hitler. Durch Präses Koch erfolgte eine Relativierung des Absolutheitsanspruchs, so dass auch die Pfarrer der Bekennenden Kirche den Eid ablegten. Damit war für Barth Barmen I („das eine Wort Gottes“) widersprochen worden. Am 08.09.1938 ließ Martin Bormann verkünden, dass es sich bei der Eidesfrage 1938 lediglich um eine „innerkirchliche Angelegenheit“ gehandelt hatte. Die Verhöhnung der gesamten Kirche konnte nicht grundsätzlicher vorgenommen werden.

Das sind Konkretionen aus den Jahren des ersten Drittels des 20. Jhs.; weitere Stellungnahmen freilich fehlen bei Barth nicht, etwa zur Haltung gegenüber Deutschland nach 1945 (in Sachen Schuldfrage), zum Kommunismus (und dessen Verteufelung), zur Wiederbewaffnung (und der Friedensfrage), zur atomaren Abschreckung (und der Schöpfungsverantwortung) - sie zeigen die Freiheit eröffnende Konsequenz in der Theologie Karl Barths, die freilich eine gefährliche und zugleich damit angefochtene

Freiheit sein mag. **Sie ist fokussiert auf die Offenbarung in Jesus Christus mit all ihren damit gesetzten Bot- und Unbotmäßigkeiten.** Sie ist auf jeden Fall einer wahl-interpretierbaren *Beliebigkeit* entzogen und formuliert mit dem dogmatisch gottgesetzten Indikativ einen konsequent ethisch antwortend- folgenden Imperativ als Entsprechung (Analogie) des Menschen in seinem Tun und Verhalten.

„...dann ist es alles gar nicht so schwer mit dem Glauben...?“

Dreierlei muss und kann jetzt gesagt und gewagt werden:

1.) Gewiss, so schwer ist es nicht. Denn der Mensch macht **nicht einmal sich selbst** fest in dem Entschluss, glauben zu wollen. Gottes Entschluss ist es. Er offenbart sich. Der Mensch kann sich nicht einmal **selbst** für diesen Entschluss verbürgen. Der Glaube ist sich selbst stets voraus. Und das aufgrund des Entschlusses Gottes, dass er es mit diesem Menschen als Sünder unverbrüchlich zu tun haben will und dies in seiner Menschwerdung, in Jesus Christus längst erwiesen hat. In ihm ist der Mensch bereits das, was er nicht ist (empirisch), aber jetzt dennoch schon sein darf. Sein **Nicht-Ich ist sein Ich, das nicht sein Ich ist, sondern das des Christus in ihm Gal. 2,20.** Sein Glaube ist weder Ruhepol, noch eignet ihm eine besitzende Kontinuität. Er ist kein Standpunkt, auf den man sich stellen kann. Er verdankt sich – immer wieder neu - **Gott** durch dessen Selbsterschließung in seiner Offenbarung.

2.) Deshalb gewiss: „**Bitte mit dem Anfang anfangen**“. Dieser Anfang liegt bei Gott. Gott erschließt sich selbst dem Menschen immer wieder, was eben heißt: Der Mensch „**hat**“ **selbst nichts**, worauf er sich besitzend berufen könnte. Pointiert heißt es in KD I,1, S.236: „*Wenn das Wort Gottes uns gegenwärtig ist, dann heißt das doch, dass wir von uns selbst abgewendet, zum Wort Gottes hingewendet, auf das Wort Gottes ausgerichtet werden. Im Glauben stehen heißt doch: Zu neuem Glauben aufgerufen sein. Anfangen – immer neu....Stehen im Glauben heißt: das Wort und den Glauben vor sich haben und erwarten, neues Hingewiesensein auf die freie Verwirklichung der eben erfahrenen Gnade, neues Sichklammern an die Verheißung, neues Ausschauen nach dem Ereignis, in dem die Möglichkeit der Erkenntnis des Wortes Gottes für uns in Sicht kommt...Der Mensch, die Kirche, die kirchliche Verkündigung, die Dogmatik, die mit dem Wort und dem Glauben meinten arbeiten zu können wie mit einem ihnen zur Disposition stehenden Kapital, würden gerade*

damit nur beweisen, dass sie weder das Wort noch den Glauben hätten. Wo man sie hat, da setzt man sie gerade nicht als Besitz voraus, da streckt man sich, hungrig und durstend und gerade so selig, nach ihnen aus“.

68

Doxologisch von Gott an dieser Stelle ob der Nichtergründbarkeit seines Handelns zu sprechen (die einen erlangen´s – die anderen nicht), wie Paulus es in Römer 11 tut, scheint mir überaus angemessen zu sein hinsichtlich menschlicher Rückfragen zur „Erwählung“.

3.) Hat sich dem Menschen Gott erschlossen, stellt er diesen in seiner Weltwirklichkeit in die Verantwortung, sich ethisch in Entsprechung zum Imperativ (Gebot/Gesetz), gehorsam zu stellen: Der Glaubende, die Theologie „...wird nicht mit einem auf Erden aufgestellten Scheinwerfer den Himmel abzuleuchten suchen, sondern...wird versuchen, die Erde im Lichte des Himmels zu sehen und zu verstehen“ (Das erste Gebot als theologisches Axiom).

Professor Peter Maurer, „Brauchen wir Jesus? Wir glauben doch an den Einen Gott. - Aber wer oder was ist Gott überhaupt?“

Die Christologie in der Theologie Karl Barths „im Überblick“ darzustellen, ist ganz unmöglich. Die „Lehre von der Versöhnung“ (KD IV) umfaßt 3000 Seiten in drei Bänden, zuzüglich einer unvollendeten Lehre vom Gottesdienst, wobei die Tauflehre als Fragment veröffentlicht wurde und den letzten Teilband der „Kirchlichen Dogmatik“ bildet. Die Christologie ist aber auch Thema in der „Lehre von der Gnadenwahl“ mit 560 Seiten (KD II/2) und durchzieht vor allem die Grundlegung des gesamten Unternehmens in der „Lehre vom Wort Gottes“ (KD I). Abgesehen davon kann die Schöpfungsgeschichte nicht ohne Bezug auf Jesus Christus durchdrungen werden. Daraus wird bereits ersichtlich, daß die Frage „Brauchen wir Jesus?“ bei Karl Barth nur Kopfschütteln und ein vielleicht belustigtes Brummen oder eher ein bedrohliches Knurren ausgelöst hätte. Denn ohne steten Bezug auf die Geschichte von Jesus Christus können wir gar nicht von Gott reden. Wir wissen dann nicht, was wir mit der Wendung „der Eine Gott“ meinen, weder die Bedeutung von „Gott“ noch von „Eins“ ist klar. Verstehen wir unter „Gott“ die „Alles bestimmende Wirklichkeit“, so ist einigermäßen plausibel – keineswegs zwingend – daß hier nur *eine* letzte Instanz im Blick sein kann. Dieser philosophische Gottesbegriff ist so blaß und ausgedünnt, daß er sich schnell verflüchtigt. Wir können uns aber auch besinnen auf das Erste Gebot: „Ich bin JHWH, dein Gott, der dich aus Ägyptenland gerettet hat, aus dem Haus der Sklaverei. Es soll für dich keine anderen Götter neben mir geben.“ (Ex 20,2f) Hier wird die exklusive Beziehung zwischen JHWH und Israel betont, und das ist die Wurzel für die biblische Rede von dem Einen Gott. Für Israel wäre es absurd, neben dem Befreier einen anderen Gott auch nur in Betracht zu ziehen. Die Gottesrede ist verwickelt in erschütternde geschichtliche Erfahrungen, daher kann sie nur sekundär in allgemeine Sätze überführt werden. Israel wird später das Grundbekenntnis noch radikalisieren: JHWH hat nicht nur Israel aus dem Sklavenhaus befreit, sondern auch Himmel und Erde geschaffen. Nun ist es erst recht absurd, auf andere Götter zu setzen – sie sind überflüssig und ortlos.

Es ist ein Unterschied, ob die Einheit Gottes im Sinne der numerischen Eins bestimmt wird – dann könnte es im Prinzip auch mehr als einen Gott geben, vielleicht hat sich ein Gott gegen die anderen durchgesetzt und sie vernichtet –, oder als Einzigartigkeit eines singulären Gottes, der schon den Gedanken an andere Götter verdunsten läßt. Von diesem singulären

Gott kann erzählt werden, weil er in die Geschichte eingreift und Geschichte macht, und zwar eine erschütternde, irritierende, überraschende und letztlich befreiende Geschichte. Das ist JHWH, der sich dem Mose vorstellt als „ich bin, der ich bin“ oder „ich werde sein, der ich sein werde“ (Ex 3,14a): Du wirst mich immer wieder erkennen, aber immer wieder anders – laß dich überraschen! Von diesem singulären Gott *muß* also auch erzählt werden. Dann kommt es erneut zur befreienden Erschütterung unseres Denkens und unserer Erfahrungen, und damit ist genau der Punkt bezeichnet, von dem die Theologie Karl Barth ihren Ausgang nimmt. Seine ursprüngliche Entdeckung wurzelt in der Begegnung mit dem Brief des Paulus an die Römer, den Barth einerseits als ungeheuerlich fremd wahrnimmt – und zugleich als unerschöpflich, überraschend und letztlich auch erfrischend. Der Römerbrief des Paulus wird nun exemplarisch für das gesamte biblische Reden von Gott. Dieses Reden soll in der kirchlichen Verkündigung fortgesetzt werden, denn die Kirche lebt von der Erschütterung, Irritation und Befreiung, die in den biblischen Texten bereits ihre Spuren hinterlassen hat und jederzeit aus den biblischen Texten hervorbrechen kann. Die Predigt darf und soll die Wucht und die geistreiche Fülle der biblischen Texte ganz einfach weitergeben.

Karl Barth bestimmt auf diesem Hintergrund zunächst ganz nüchtern die Aufgabe der Dogmatik als Überprüfung des kirchlichen Redens von Gott. Das Reden von Gott konzentriert sich in der Verkündigung, in der Predigt. Der Maßstab für die Prüfung der Verkündigung ist das biblische Zeugnis, mit dem die Predigt übereinstimmen soll. Das ist alles andere als trivial. Was heißt „Übereinstimmung“? Barth zielt natürlich nicht auf einen fundamentalistischen Biblizismus. Es kommt auf die bereits skizzierte Erschütterung an, die aus den biblischen Texten hervorbricht. Das biblische Zeugnis ist bezogen auf eine singuläre Geschichte der Befreiung. Daher sind die biblischen Texte in erster Linie erzählend, „narrativ“. Von einem singulären Gott muß in charakteristischen Geschichten geredet werden, nicht in allgemeinen Weisheiten, und sei es auch ein (theologisch durchaus wahrer) Satz wie „Gott ist Liebe“. Gottes Liebe ist letztlich die Feindesliebe Gottes, von der immer wieder erzählt werden muß. Gott liefert sich seinen Feinden aus bis ans Kreuz, und das ist sehr verschieden von einem „Liebesgebot“, das hinausläuft auf ein „seid nett zueinander!“ Die Liebe Gottes spitzt sich demnach zu in der Christusgeschichte. Gott offenbart sein innerstes Wesen in dieser wahrlich dramatischen Geschichte. Das meint der fundamentale Begriff der Selbstoffenbarung Gottes. Die kirchliche Verkündigung stimmt mit dem biblischen Zeugnis überein, wenn sich

diese dramatische Geschichte der Selbstoffenbarung Gottes in der Predigt erneut und überraschend aufdrängt. Das kann vielleicht weniger geballt formuliert werden: Die kirchliche Verkündigung soll das biblische Zeugnis fortsetzen, und zwar im Vertrauen darauf, daß die einmalige Geschichte Gottes in Jesus Christus dabei unsere Geschichten durchdringt. Das ist nicht die Aufgabe der Dogmatik, die erst ins Spiel kommt, wenn die Predigt sich vom biblischen Zeugnis entfernt und unser Reden von Gott nicht mehr durchsichtig ist für die Geschichte Gottes mit uns.

Ausgangspunkt für die Dogmatik ist *die dreifache Gestalt des Wortes Gottes*: Wort Gottes ist zuallererst Gott selbst, das Wort Gottes, das Himmel und Erde geschaffen hat und in Jesus Christus Mensch geworden ist. Dieses singuläre Ereignis bezeugen die Texte der Schrift, die also Wort Gottes werden kann, sofern sie durchsichtig ist für Gottes Selbstoffenbarung. Gott offenbart nicht „etwas“, keine „ewigen Wahrheiten“, sondern sich selbst. Das kann nur erzählt werden, daher sind die biblischen Texte weithin *narrativ*. Sie sind alle bezogen auf die Christusgeschichte, denn sie bilden einen einzigen erzählerischen Zusammenhang, der seinerseits viele Geschichten umgreift, von denen die Erwählung und Befreiung Israels die wichtigste ist. Denn das Wort Gottes wird nicht einfach Mensch, sondern in Jesus Christus ein Glied des Volkes Israel. So muß das biblische Zeugnis einerseits gelesen werden als reichlich verwickeltes, aber auch faszinierendes Gewebe von Geschichten, die andererseits auf einen Punkt hinauslaufen, in dem sich alle Geschichten verdichten, und das ist die Geschichte von der Geburt, der Passion und der Auferweckung Jesu Christi.

Die Frage nach der Übereinstimmung wird dadurch zunächst noch weniger trivial: Eine Geschichte kann umso weniger zusammengefaßt werden, je besser sie ist. Wie kann nun die Predigt mit der Geschichte übereinstimmen? Zum Glück geht es nicht darum, aus der biblischen Geschichte eine allgemeine Einsicht herauszufiltern. Die kirchliche Verkündigung setzt voraus, daß wir von der biblischen Geschichte bzw. einem biblischen Text *getroffen* werden können, was uns zum Reden von Gott nötigt. Die Erschütterung, die von den biblischen Geschichten ausgeht, kann ihrerseits zur Sprache gebracht werden, und das ist der Kern – der Lebensnerv – der kirchlichen Verkündigung. Wenn das Ereignis wird, gilt auch für die Predigt: sie wird zum Wort Gottes. Schrift und Verkündigung *werden* zum Wort Gottes, im Bezug auf Jesus Christus, der das Wort Gottes in Person ist. Die Übereinstimmung liegt also in der Selbstoffenbarung Gottes, die in den biblischen Texten ihre Spur hinterlassen hat und in unsere Geschich-

ten eingreift.

Dieses Ereignis kann nicht von uns produziert, sondern nur dankbar empfangen werden. Die Übereinstimmung als Selbstoffenbarung Gottes ist uns schlechterdings nicht verfügbar. Allerdings können wir uns der lebendigen, letztlich von Gott selbst ausgehenden Sprachbewegung in den Weg stellen. Genau hier setzt die Dogmatik an und fragt, ob das kirchliche Reden von Gott noch „in der Spur“ bleibt. Denn die labile Balance der drei Gestalten des Wortes Gottes kann durch minimale Verschiebungen an der falschen Stelle gefährdet werden. Barth hat genau an dieser Stelle die Relevanz der altkirchlichen Bekenntnisse entdeckt, die in der Theologie seiner Zeit weithin als überholt galten, als Überfremdung des schlichten biblischen Zeugnisses durch das (böse, böse) griechische Denken. Wenn wir von Gottes Selbstoffenbarung reden, müssen wir uns am biblischen Zeugnis orientieren. Dann wird zunächst die Pointe klar, daß Gott nicht „etwas“ offenbart, auch nicht seinen Willen, sondern sich selbst. Daher ist Jesus Christus mit Gott identisch, oder mit Paulus: Jesus ist der Kyrios, der Gott, der Himmel und Erde geschaffen und Israel erwählt hat (1 Kor 12,3b). Mit dem Wort „Offenbarung“ ist die Selbstzuwendung Gottes gemeint. Diese Zuwendung ist und bleibt ein Ereignis, über das wir niemals verfügen. Sie ist immer wieder neu, frisch und überraschend. So wird die rückhaltlose Gegenwart Gottes in Jesus Christus immer auch zum kraftvollen Verweis auf die Freiheit Gottes, sich zu offenbaren oder auch nicht zu offenbaren. Die Selbstoffenbarung und die Freiheit Gottes sind streng aufeinander bezogen. Gott geht immer aus Gott hervor, Gott ist stets in Bewegung. Damit ist die Formulierung im Credo bereits erreicht: „Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott“. Die Selbstoffenbarung Gottes wird von uns niemals „von außen“ wahrgenommen, vielmehr werden wir vom Geheimnis dieses Geschehens ergriffen und begeistert. Indem Barth nun in den biblischen Texten das Muster der Selbstenthüllung, der Freiheit und der Selbstmitteilung Gottes sichtbar macht, hat er bereits die trinitarische Unterscheidung von Sohn, Vater und Geist skizziert. Das biblische Muster der Selbstoffenbarung Gottes ist die *Wurzel der Trinitätslehre*.

Soll die Verkündigung also biblisch von Gott reden, muß sie trinitarisch reden. Das ist allerdings noch zu unbestimmt. Zunächst ist deutlich, daß die biblischen Texte immer wieder auf eigenartige Weise das Geheimnis des lebendigen Gottes zur Sprache bringen. Das hängt mit der oben erwähnten Fremdheit zusammen, die zugleich auch das Potential der biblischen Rede von Gott ausmacht. Es zeichnet sich sogleich auch ein innerer Zusammenhang ab, denn die biblischen Texte fallen nicht einfach auseinander, sie

bilden eine zusammenhängende Geschichte. Dieser Zusammenhang ist nur eben nicht als Zusammenfassung zu sehen, sondern konzentriert auf die Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus. Die kann umgekehrt nicht verstanden werden ohne die Geschichte Gottes mit Israel. Daher ist das Neue Testament weithin eine Predigt über das Alte Testament, und zwar im Licht der Auferweckung des gekreuzigten Jesus Christus. Wenn nun die biblischen Texte ihrerseits predigen und die Selbstoffenbarung Gottes bezeugen, so kann die kirchliche Verkündigung nur dieses Zeugnis weitergeben und im Licht dieses Zeugnisses unsere Gegenwart kritisch beleuchten, vielleicht erhellen, vielleicht unbarmherzig entlarven. *Dieses Gefälle darf nicht umgekehrt werden.* Problematisch wird dann das verständliche Streben, die Predigt – oder auch den Religionsunterricht – auf die jeweils aktuelle Situation zu beziehen, um den modernen Menschen (wer immer das ist) nicht zu verfehlen. Natürlich soll die Predigt die Gemeindeglieder erreichen. Barth geht seinerseits davon aus, daß das biblische Zeugnis kraftvoll ist und sich selbst aufdrängt, unsere Gegenwart durchdringt und in die Geschichte Jesu Christi hineinholt. Aber es ist eben das Wort Gottes, *das unsere Gegenwart erschüttert.* Darin steckt zweierlei: Zum einen das unbegrenzte Vertrauen auf die Kraft der biblischen Geschichte, die gleichsam *die Zeit übergreift.* Zum anderen die Erfahrung der irritierenden, provokanten, aber letztlich auch heilsamen Fremdheit, die in der biblischen Geschichte wirksam ist.

Es geht also nicht darum, den biblischen Text zu „aktualisieren“, mit unserer heutigen Erfahrung zu „vermitteln“ und seine Fremdheit zu beseitigen. Diese Fremdheit hat nichts zu tun mit dem „garstigen Graben“, dem zeitlichen Abstand – die biblischen Texte waren immer schon fremd. Gerade deshalb bleiben sie „frisch und neu“. Sie sind unerschöpflich, weil sie durchsichtig bleiben für Gottes eigenes Reden. Es gibt also schon ein negatives Kriterium für die Überprüfung: Wird der biblische Text durch Abstraktion vereinfacht, so läuft die Verkündigung nicht mehr „in der Spur“. Ausgeschlossen ist dann der Weg, aus einem Predigttext eine allgemeine Weisheit oder eine Handlungsanweisung für die Gegenwart abzuziehen. Die Karikatur dieser Methode ist ein „problemorientierter Religionsunterricht“, für den die biblischen Texte nur ein Aufhänger sind, den man hinterher auch vergessen kann. Abstrakt ist auch der Hinweis auf „die“ aktuelle Erfahrung oder (mit Ernst Lange) die „politische Großwetterlage“, denn jedes Gemeindeglied hört den Predigttext in einer besonderen Lebenssituation und auf eigene Weise. Der „moderne Mensch“ ist ebenso eine Abstraktion wie „der“ Inhalt eines biblischen Textes. Für Barth steht

Abstraktion stets im Widerspruch zur Singularität der Geschichte Gottes, denn Abstraktion setzt immer voraus, daß wir vergleichen können. Abstraktion und falsche Eindeutigkeit – man kann auch sagen: Simplifikation – werden für Barth zur Wurzel allen theologischen Übels. Es ist auch theologiegeschichtlich bedeutsam, daß sich die Trinitätslehre im vierten Jahrhundert genau an dieser Front bewegt: Die antitrinitarischen Alternativen sind stets gekennzeichnet durch Vereinfachung. Zugunsten des Einen Gottes kann Jesus Christus nicht mit Gott identisch sein, auch wenn er so nah wie möglich an die göttliche Wirklichkeit herangerückt wird (bei Arius).

Die von Barth verfolgte Alternative ist allerdings *prima vista* ebenso befremdlich wie die Texte der Schrift. Es geht gar nicht darum, die vergangene Erfahrung mit der Gegenwart zu vermitteln, *weil diese Geschichte gar nicht vergangen ist*. Was sich in Jesus Christus ereignet hat, ist die Fülle der Zeit, die Vollendung der Geschichte – und daher unvergänglich. Es ist die eine umfassende Geschichte, weil es hier um das Wort Gottes geht, das die menschliche Natur angenommen hat. Daher betrifft uns diese singuläre Geschichte, wir werden in diese Geschichte hineingezogen. Es ist die Geschichte Gottes, die ihren Höhepunkt und ihre Katastrophe erreicht, indem Gottes Wort sich in die Geschichte Israels verwickelt. Dabei ist diese Geschichte bereits die Konsequenz der Erwählung Israels durch Gott, und immer schon eine Geschichte von Konflikten Gottes mit den menschlichen Geschöpfen. Es ist kein Zufall, wenn auch die besondere Geschichte Jesu Christi in den Evangelien immer auf Provokation zielt und am Kreuz ihre Katastrophe erreicht. Darin vollendet sich die Geschichte. Mit der Auferweckung Jesu wird sie universal, ihre Strahlkraft erreicht jede menschliche Geschichte auf besondere Weise. Daraus ergibt sich für das theologische Denken zum einen der „schräge“ Zeitbegriff, der die zweitausend Jahre seit der Christusgeschichte als sekundär betrachtet, zum andern eine andere Bestimmung von „allgemein“ und „einzel“.

Allgemein wird die Geschichte nicht durch Abstraktion auf allgemeingültige Sätze wie etwa „Gott ist Liebe“, die dann umgekehrt auf die jeweilige Situation konkret zu machen wären („was bedeutet das für uns?“). Universal ist die Geschichte Jesu Christi, weil sie *uns untereinander* verbindet und zu einer *Gemeinde* macht: zum *Leib Christi*. Die eine Geschichte greift jeweils in besonderer Weise in die Geschichte einer Person ein. In unseren Geschichten entfaltet sich die eine Geschichte, die wir im Leib Christi teilen bzw. an der wir Anteil haben: *communio sanctorum*. Die Konse-

quenz für das theologische Denken – die Theo-Logik – ist auf den ersten Blick unangenehm: Aussagen und Begriffe als Elemente des Denkens und Erkennens sind immer nur sekundäre Hilfsmittel und mit Vorsicht zu verwenden. *Latet periculum in generalibus*. Es geht um ein *concretissimum*, um ein singuläres Ereignis, das nicht vergangen ist, sondern Gegenwart bleibt und damit universal ist. Aussagen und Begriffe sind unverzichtbar, bleiben aber immer der Erzählung untergeordnet. Begriffe sind die „Eigenschaften Gottes“ – Einheit und Allgegenwart, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit – oder auch die anthropologischen Grundwörter wie „Leib“, „Seele“, „Geist“. Sie können nicht ein für allemal definiert werden. Das wird deutlich, wenn die Begriffe in Spannung stehen: „Gerechtigkeit“ und „Barmherzigkeit“ sind scheinbar nicht vereinbar, konvergieren aber in der Passion, weil Gott seine Gerechtigkeit durchsetzt, indem er sich seinen Feinden ausliefert und sich ihre Lieblosigkeit zu Herzen nimmt. Wenn die Theologie also Sätze formuliert, können sie nicht abgelöst (ab-strahiert) werden von der dramatischen Zuspitzung in Jesus Christus. Und doch gibt es Sätze, in denen sich das Drama konzentriert: „Das Wort Gottes nahm Fleisch an und wurde Mensch“ (Joh 1,14). In solchen Sätzen verdichtet sich die Geschichte, daher sind sie aber auch nicht verständlich abgesehen von der Erzählung. Das zeigt sich darin, daß die Logik des sogenannten gesunden Menschenverstandes hier strapaziert wird. Sollte das jedoch anders sein, wenn wir wirklich von Gott reden?

Ein singuläres Ereignis, das nicht vergangen ist, sondern Gegenwart bleibt – das überdehnt unsere Zeitvorstellungen, die sich auf einer Achse bewegen, aus der Vergangenheit in die Zukunft, wobei die Gegenwart gerade niemals dauert. Eine *ewige Gegenwart* wird uns aber vom neutestamentlichen Zeugnis zugemutet. Die Passion und die Auferweckung Jesu Christi – auch die Ausgießung des Geistes – sind das Ende der Geschichte, aber zugleich ihre Vollendung, und in dieser Vollendung finden wir uns auch heute vor, sind also gleichzeitig mit dem Evangelium. „Zeit“ gehört zu den Grundbegriffen, die innerhalb des Redens von Gott anders verstanden werden müssen als im Alltag oder in der Physik. Hier tritt hervor, wie das theologische Denken zwar den gesunden Menschenverstand strapaziert, zugleich aber unsere Zeiterfahrung erschüttert und aufbricht. Die vielschichtige Erfahrung von Zeit geht über die Zeitmessung auf einer t-Achse hinaus, wo die Gegenwart immer nur der verschwindende Punkt zwischen Vergangenheit und Zukunft ist.

Die Geschichte Gottes mit Israel und mit allen anderen menschlichen

Geschöpfen kann demnach nicht einfach chronologisch im Rahmen unserer t-Achse begriffen werden. Sie kann überhaupt nicht auf einen allgemeinen Begriff reduziert werden, auch nicht auf den Begriff „Gott“. Zwar stehen die Begriffe „Gott“ und „Mensch“ im Mittelpunkt aller Theologie, sie weisen aber hin auf die Verdichtung einer Konfliktgeschichte, und die konzentriert nicht in einem Begriff, sondern in einem *Namen*, eben *Jesus Christus*. Wird die Konfliktgeschichte entfaltet, so zeigen sich die Begriffe „Gott“ und „Mensch“ als exakt durch ihren Konflikt charakterisiert – nicht: definiert. Wir bündeln die biblischen und unsere eigenen Geschichten nicht durch Abstraktion, sondern durch Verwicklung, und so werden sie dichter. Bei einer Abstraktion wird alles Besondere abgezogen, einige regelhafte Zusammenhänge treten hervor, aber die Begriffe werden blasser. Ich bin sicherlich ein Mensch, aber was ist damit schon gesagt? Ich werde hingegen in Geschichten charakterisiert, die mit anderen Geschichten zusammenhängen, und manche *story* zeigt meinen Charakter um so intensiver, je weniger sie einer allgemeinen Regel folgt. „Verwicklung“ und „Verdichtung“ als Grundbegriffe narrativer und dramatischer Strukturen verweisen auf einen inneren Zusammenhang, der seinerseits nicht auf einen Begriff gebracht werden kann. Er kann sich in einem einzigen Namen bündeln – ein Eigenname ist grundsätzlich unterschieden von einem Begriff –, und dieser Name ist eben zuallererst nicht *mein* Name, sondern: *Jesus Christus*. Dieser Name bezeichnet den Knoten der Geschichte Gottes mit den menschlichen Geschöpfen, und auch dieser Knoten kann zwar mit Wörtern skizziert werden, die sich als Begriffe verstehen lassen, ist aber selber nicht zu fassen, weil es um einen Wendepunkt, besser: um eine Wende geht. Das griechische Wort für „Wende“ ist *στροφή*, und die dichteste Wende ist die *κατα-στροφή*.

Wenn nun die biblische Geschichte verdichtet wird, geht es immer um Jesus Christus, in dem sich die Geschichte zwischen Gott und den Menschen verdichtet, verknotet und verwickelt. Es muß also unmittelbar erzählt werden von Gott, der sich in Freiheit seinen Geschöpfen zuwendet, die sich immer schon von Gott abwenden, und die Abwendung der Geschöpfe erträgt, indem Gottes Wort die menschliche Natur aufnimmt und sich als menschliche Person in die Geschichte dieser Abwendung verwickelt, um sie von innen her aufzusprengen. Die Liebe Gottes in ihrer letzten Zuspitzung als Feindesliebe befreit die menschlichen Geschöpfe zu einer neuen Gottesbeziehung. Dann kann ich *meinen* Eigennamen nur in der Beziehung auf den Namen Jesus Christus recht verstehen, was die Pointe der Taufe ist. Ein Begriff Gottes – „die Alles bestimmende Wirklichkeit“ –

oder ein Begriff vom Menschen – „das vernünftige Säugetier“ – ist dem gegenüber blaß. Wir lernen vielmehr von Jesus Christus her, wer dieser einzigartige Gott ist, und wir lernen, wer wir sind, nämlich nicht so, wie Gott uns gemeint hat, vielmehr auf eine Befreiung angewiesen. Die Wörter „Gott“ und „Mensch“ werden genauer bestimmt – insofern auch „definiert“, aber eben eher *charakterisiert* durch die Verwicklung, denn Gottes Wort wird eine menschliche Person, die allen menschlichen Personen ihre Unwahrheit vor Augen führt und daher verworfen, ausgestoßen und ans Kreuz geschlagen werden muß. Gott erleidet die menschliche Feindschaft, wir aber werden frei davon. Diese Verwicklung ist die letzte Verdichtung der Geschichte. In dieser *story* erkennen wir uns, und zwar erkennt jede sündige Person ihre jeweils eigene und charakteristische Sünde. Das ist eine Variation der Einsicht in die unerschöpfliche Fülle der biblischen Geschichte. So wird wieder klar: Eine allgemeine Definition von „Sünde“ als Gottesfeindschaft mag theologisch korrekt sein, kommt aber erst ans Ziel, wenn ich durch Jesus Christus mit *meiner* Sünde konfrontiert werde.

Die biblische Geschichte läuft also auf Jesus Christus hinaus und greift von Jesus Christus aus auf unsere Geschichte zu. Die Theologen der „Alten Kirche“ haben diese Konzentration im Jahre 451 in einer Formel präzisiert. Genau genommen haben sie die Formel bereits in maximaler Dichte in Phil 2,6-11 vorgefunden (dazu später). Die „Formel von Chalcedon“ ist auch für Karl Barths Dogmatik grundlegend. Gottes Wort – die zweite Person des dreieinigen Gottes – nimmt die menschliche Natur an und gestaltet in Maria eine menschliche Person. Daher bringt Maria Gottes Wort zur Welt – was jeden philosophischen Gottesbegriff sprengt –, und in dieser Person begegnen wir Gott selbst, zugleich werden wir mit der Wahrheit der menschlichen Natur konfrontiert. Daher ist Jesus Christus wesensgleich mit Gott und wesensgleich mit uns, allerdings ohne Sünde. Diese Wendung wiederum ist nicht die „Subtraktion“ einer Eigenschaft, sondern die Verdichtung der Geschichte, in der alle menschlichen Personen ihre Feindschaft gegen Gott an dieser menschlichen Person auslassen – die im Gegensatz zu allen anderen die Feindschaft erträgt und damit aufsprengt. So ist Jesus Christus die eine Person, in der Gott sich definitiv verwirklicht und zugleich die wahrhaftige menschliche Natur durchsetzt – in der Sprache der Formel: *vere Deus* und *vere homo*. Beide Naturen sind nun unvermischt und unverwandelt, ungetrennt und ungesondert. Das wirkt zunächst wie ein logischer Widerspruch, ist aber die sehr genaue Konsequenz daraus, daß Gott sich in der Konfrontation mit der menschlichen Gottesfeindschaft definiert und dabei zugleich den wahren Menschen

verwirklicht.

Die Begriffe „Gott“ und „Mensch“ sind demnach nur bedeutsam in einer verwickelten Bewegung. In diese Bewegung werden andere Begriffe hineingezogen, wie vor allem das Wort „Sünde“. Es bezeichnet keine Eigenschaft und auch keine Tat, sondern die verzerrte Beziehung der menschlichen Personen zu Gott und zueinander, die jeweils ganz besonders verwirklicht wird und doch eine umfassende Geschichte hervorbringt. Diese Geschichte ist charakteristisch für die menschliche Natur, oder besser: jede menschliche Person verwirklicht die Abwendung von Gott auf eine charakteristische Weise, aber im Zusammenhang mit allen anderen. Diese Geschichte ist indessen kein konturloser Teppich, denn sie hat ja einen Wendepunkt, nämlich die Zuwendung des Gotteswortes. Dieser Wendepunkt gestaltet die biblische Geschichte als irreduzible Doppelheit von Israel und Gemeinde Jesu Christi. Die Geschichte *Israels* läuft auf die Passion zu, die Geschichte der *Gemeinde Jesu Christi* kommt von Ostern her. Die beiden Geschichten sind aber nicht einfach symmetrisch: Das Alte Testament bezeugt die Geschichte Gottes mit dem erwählten Volk Israel bis hin zur Katastrophe der Verwerfung Gottes durch dieses erwählte Volk. Damit ist die Geschichte vollendet, wird aber in ihrer Vollendung unerschöpflich, dauernde Gegenwart, die auch unsere Geschichten ergreift. Das Neue Testament bezeugt Jesus Christus als Gegenwart Gottes und als Verdichtung der alttestamentlichen Geschichte – es ist daher eine Predigt über das alttestamentliche Zeugnis im Licht der Christusgeschichte. Israel als Volk Gottes ist keineswegs erledigt! Allerdings kehrt sich das Verhältnis zwischen Geschichte und Geschichten um: Was wir als unsere Geschichte verstehen, ist der Reflex des erzählenden biblischen Redens von Gott (s.o.). Ganz pointiert: *diese Geschichten erzeugen unsre Geschichte.*

Hier müssen wir auf das fundamentale Bekenntnis eingehen, das in der Formel von Chalcedon „nur“ erläutert werden sollte, nämlich das Glaubensbekenntnis von Nicäa und Konstantinopel von 381. Es enthält die Trinitätslehre, die ihrerseits das Verhältnis zwischen Gott und dem Gotteswort präzisiert: zwischen dem Gotteswort, das als Jesus Christus die menschliche Natur aufnimmt, und Gott als Urgrund, dem dieses Wort entspringt. Die klassische Formulierung „Gott von Gott“ deutet darauf hin, daß Gott im Innersten lebendige Beziehung ist. Die entscheidende Wendung, der Sohn sei dem Vater *wesensgleich/wesenseins*, verweist auf Joh 1,1-5, wo der *Λογος* Gottes von Gott unterschieden und im nächsten Atemzug mit Gott gleichgesetzt wird. Der einzigartige Gott, der sich in Jesus Christus „definiert“, ist in Ewigkeit in sich selbst unterschieden und kann

deshalb aus sich herausgehen, sogar eingehen in die Geschichte seiner Geschöpfe. Dabei wird das Geheimnis Gottes nicht etwa beseitigt, sondern intensiviert. Die Innenspannung in Gott gehört zum ewigen Leben Gottes, und darauf verweist das Wort „Geist“. Es bezeichnet weiterhin die unerschöpfliche Faszination, die Gottes Geheimnis auf uns, auf die menschlichen Geschöpfe ausübt und die Geschichte lebendig hält. So kann „Gott“ einerseits nicht definiert werden, weil Gott einzigartig ist. Andererseits wird „Gott“ präzisiert durch Beziehungen, durch die Verwicklung in die menschliche Geschichte *und* durch die Differenzierung im ewigen Leben Gottes, das in Ewigkeit *Übergang* ist. Die Trinitätslehre wird so zum Muster, die unzähligen und ineinander verwickelten biblischen Geschichten immer wieder neu und spannend zu erzählen.

Barth hat das altkirchliche Bekenntnis als „Lektüregel“ entdeckt und an die richtige Stelle gerückt: Wenn die Übereinstimmung der Verkündigung mit dem biblischen Zeugnis aufgewiesen werden soll, andererseits aber eine „Zusammenfassung“ dieses Zeugnisses weder möglich noch auch wünschenswert ist, so erfüllen die Formeln der Trinitätslehre von 381 und der Zwei-Naturen-Lehre von 451 einerseits die Bedingung, die Konfrontation Gottes mit den menschlichen Geschöpfen zu verdichten und so die Mitte der biblischen Geschichte zu pointieren, andererseits wahren sie die Fremdheit dieser Geschichte, indem sie mit Begriffen gerade die Unbegreiflichkeit dieses singulären Ereignisses Jesus Christus akzentuieren. Als letzte Verdichtung treten sie gleichsam vorläufig an die Stelle der Selbstoffenbarung Gottes, der gott-menschlichen Wirklichkeit, auf die kirchliche Verkündigung und biblisches Zeugnis hinweisen. Sie können mit der Wirklichkeit Gottes nicht verwechselt werden, denn sie machen ja die Unbegreiflichkeit Gottes gerade sinnfällig: Gottes ewiges Leben als *Übergang* und die auf den ersten Blick „paradoxe“ *Einheit von göttlicher und menschlicher Natur* in der einen Person Jesus Christus: solche Formeln machen das biblische Zeugnis nicht überflüssig – schon gar nicht fassen sie es durch Abstraktion zusammen –, sondern erfordern sogleich wieder die Entfaltung in erzählten biblischen Geschichten. Wir können uns auch nicht mehr *vorstellen*, was die Trinitäts- und die Zwei-Naturen-Lehre sagt. Das ist aber gerade vorteilhaft, denn so können wir uns auch kein Bild mehr machen – was üblicherweise bei Begriffen der Fall ist, jedenfalls bei einfacheren Begriffen. In den *Dogmen* wird die biblische Geschichte verdichtet in sprachlichen Gebilden: ein theologischer Grenzwert, der nur noch überboten wird durch den *Namen* Jesus Christus.

Wenn die Aufgabe der Dogmatik darin besteht, die kirchliche Verkündung auf ihre Übereinstimmung mit dem biblischen Zeugnis hin zu überprüfen, so erfüllen die Dogmen durch ihre begriffliche Struktur eine wichtige Funktion. Sie dienen als Maßstab für die notwendige Fremdheit der Verkündigung, aber auch für den inneren Zusammenhang der Geschichte. Wird die Gottheit Jesu Christi nicht angemessen zur Sprache gebracht, verliert die biblische Geschichte ihre erschütternde Sprengkraft, denn das Leiden Gottes am Kreuz konfrontiert uns mit unserer Gottesfeindschaft. Entsprechend darf „Sünde“ nicht auf einer moralischen Ebene „konkret“ gemacht werden etc. Wäre Sünde eine letztlich moralische Angelegenheit, dann wäre es nicht nachvollziehbar, warum Gott Mensch werden muß, um uns aus der Gefangenschaft der Sünde zu befreien. Die Menschheit Jesu Christi wird nicht angemessen zur Sprache gebracht, wenn Jesus ein Mensch „wie du und ich“ ist, auch nicht als der ideale und überaus sympathische „Gesandte der Liebe Gottes“, der die Frömmigkeit exemplarisch verwirklicht. Wir können *diesen* Menschen nicht ertragen, daher gilt es ihn zu beseitigen. Die Bergpredigt als unverschämte Überforderung provoziert unsere Feindschaft – letztlich gegen die Feindesliebe Gottes. So wächst die Geschichte Jesu mit der Geschichte Gottes zusammen bis zur Identifikation. Dieser ultimative Tiefpunkt wird in den Dogmen so zur Sprache gebracht, daß wir die Verwicklung Gottes in die menschliche Geschichte immer wieder neu erzählen, den Zusammenhang der vielen biblischen Texte immer wieder neu sehen können, also die unerschöpfliche Fülle dieses Zeugnisses wirksam werden lassen, und zwar durch die Ausrichtung auf die eine Geschichte, die ultimative Katastrophe in Jesus Christus, die vollendete *story*.

Wir können uns die eine Person Jesus Christus in zwei Naturen, *vere Deus* und nicht mehr vorstellen, wohl aber die Spannung mitvollziehen, die durch die Begriffe aufgebaut wird, wenn die göttliche und die menschliche Natur in einer Person unvermischt und unverwandelt, ungetrennt und ungesondert verwickelt sind. Wir erkennen Gottes Wort in einem gekreuzigten Menschen, wir erkennen den wahren Menschen im Gegensatz zu uns und unserer Gottesfeindschaft, die Gott ebenso zum Außenseiter macht wie diesen Menschen, Gott ist uns nahe, aber in aufdringlicher Weise und daher intensiver verborgen als in einer abstrakten himmlischen Transzendenz. Die Begriffe „Gott“ und „Mensch“ werden durch Differenz und Kontrast bedeutsam, haben einerseits keine im vorhinein definierbare „Bedeutung“ haben und bilden andererseits Spannungsbögen, die uns in Bewegung versetzen. Wir werden in die Geschichte hineingezogen, können

sie also nicht aus sicherer Distanz beschreiben. Die Wörter werden dann anders „funktionieren“ als in Sätzen, die aus Begriffen zusammengesetzt sind und gewissen Konfigurationen in der außersprachlichen Wirklichkeit entsprechen.

Wie können wir behaupten, in das ewige Leben Gottes hineingezogen zu werden? Es ist immerhin eine zentrale Wendung im biblischen Zeugnis in Joh 1,14: Der Λογος wurde Fleisch und zeltete bei uns und wir sahen seine Herrlichkeit – griechisch: δοξα. Es ist dann durchaus positiv zu verstehen, wenn wir im Dogma den Boden unter den Füßen verlieren und Sätze aussprechen, die wir nicht mehr in der üblichen Weise begreifen können. (Wie sollte das auch anders sein, wenn es um die göttliche Wirklichkeit geht?) Theologisch reden wir von *Doxologie*. Damit ist der Lobpreis Gottes im Gebet gemeint, ein Reden im Geist, das die Erschütterung durch die biblische Geschichte verwandelt in die Begeisterung über Gottes überraschendes Handeln. Solche Doxologien finden sich auch im biblischen Zeugnis, und das ist für den dogmatischen Zusammenhang nicht unwichtig. Die Verdichtungen der biblischen Geschichte, die wir bislang in den altkirchlichen Bekenntnissen gefunden haben, haben ihr Vorbild im Neuen Testament selbst. Besonders signifikant ist der Text Phil 2,6-11, der üblicherweise auch als *Hymnus* bezeichnet wird. Wir wissen nicht, ob und wie die Verse gesungen wurden – sie sind aber sprachlich sehr streng komponiert, wie ein Gedicht, zudem müssen sie sehr bald nach dem Christusereignis entstanden sein.

Im Kontext der Doxologie und besonders in der Betrachtung von Phil 2,6-11 geht es mir vor allem um die *Logik*. Der Hymnus ist einerseits nur als geistgewirkter Text möglich, denn wer sollte so etwas „von außen“ betrachtet haben? Er ist aber keine wortlose Zungenrede, sondern höchst stringente Theologie: Christus entäußert sich seiner Gottheit und wird Mensch, gehorsam bis ans Kreuz – darum wird er von Gott erhöht und mit dem Gottesnamen identifiziert, damit ihn alle Geschöpfe preisen zur Ehre Gottes des Vaters. Die Form des Textes ist auf den ersten Blick zweiteilig, aber genau betrachtet viel raffinierter: Es wird ja kein „Hin und zurück“ besungen, sondern in der Entäußerung entsteht der unwiderstehliche *drive*, der die Geschöpfe zum Gotteslob bringt und sie bewegt, den Hymnus zu singen. Im Anfang steckt also schon das Ende: Wer hätte den „Zustand“ vor der Entäußerung „beobachten“ können? Zur Sprache bringen können das nur die Geschöpfe, die von der göttlichen Bewegung mitgerissen werden. Der Text ist also „mehrstimmig“, denn er erzählt die

Bewegung Gottes in die gottfeindliche Schöpfung hinein, eine allerdings unwiderstehliche Bewegung, die vom Kreuz ausgeht. Der Text erzählt aber auch von der Bewegung in Gott selbst, der aus sich herausgehen kann, weil er sich nicht an die Gottheit klammert, und diese Differenzierung in Ewigkeit nicht zurücknimmt, weil die $\delta\o\upsilon\alpha$ gerade darin aufleuchtet. So wird Jesus mit dem $\kappa\upsilon\rho\iota\omicron\varsigma$ identifiziert und bleibt doch glanzvoll vom Vater unterschieden. Der Hymnus Phil 2,6-11 wird von Barth ausgelegt, und zwar auf 2000 Seiten, denn dieser biblische Text ist gleichsam die DNA der Versöhnungslehre in KD IV/1 und IV/2.

Von da aus fällt auch wieder Licht auf den Zugang zu den biblischen Texten, wie Karl Barth ihn von der kirchlichen Predigt erwartet. Das biblische Zeugnis ist natürlich polyphon, jeder biblische Text und erst recht die biblische Geschichte im Zusammenhang verweist in eigentümlicher Weise auf die Selbstoffenbarung des lebendigen Gottes. Die kann aber niemals eindeutig sein, sondern bleibt in sich vielstimmig. Die Dogmen sorgen dafür, daß wir diese Balance zwischen einer Reduktion auf abstrakt-allgemeine „Wahrheiten“ und einer letztlich langweiligen Beliebigkeit halten können. Denn die Wahrheit ist eine Person und hat einen Namen: Jesus Christus (Joh 14,6). Es ist kein Zufall, daß Barth dafür 9000 Seiten braucht – und das ist nur das überdies fragmentarische Hauptwerk.

Prof. Dr. Hans-Martin Lübking „Gottlos glücklich? Braucht der Mensch Religion?“

„Gottlos glücklich“ – ohne Fragezeichen, heißt der Bestseller von Philipp Möller, Autor und häufiger Talk-Show-Gast, das als Taschenbuch im renommierten Fischer-Verlag erschienen ist. Ich nenne das Buch nicht, weil es so gut wäre, es ist im Gegenteil dumm, dämlich und geschwätzig, sondern weil es für einen gewissen Trend steht: Philipp Möller, Michael Schmidt-Salomon oder die Aktivisten von „Religionsfrei im Revier“ treten bei ihren religions- und kirchenkritischen Veranstaltungen in oft vollen Sälen auf und machen sich nicht selten unter dem Gejohle eines studentischen Publikums über die hinterwäldlerischen Christen, absurden Glaubensdogmen und ungerechtfertigten Kirchenprivilegien lustig.

„Ich möchte zeigen, dass ein Leben ohne Gott für sehr viele Menschen absolut selbstverständlich und wunderschön ist und auch, dass man nichts für wahr halten sollte, wofür es keine Beweise gibt“, schreibt Möller zu Beginn seines Buches, das den Untertitel trägt: „Warum wir ohne Religion besser dran wären.“

Warum wären wir ohne Religion besser dran? Weil Religion wissenschaftsfeindlich ist, mit Zwang und Indoktrination verbunden, immer wieder zu einer Quelle von Konflikten wird, mit den Menschenrechten nicht zu vereinbaren ist, eine überholte Moral vertritt und als permanenter Störenfried in einer offenen Gesellschaft wirkt.

Darum treten Möller und mit ihm die sogen. „neuen Atheisten“ für einen laizistischen Staat in Deutschland ein, lehnen den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen und staatliche Zuschüsse für diakonische Einrichtungen ab und plädieren dafür, dass Religion nur noch reine Privatsache sein darf. Zwar gebe es hier und da auch ein paar anständige Christen, aber „ein erfülltes Leben“ sei letztlich „ein Leben ohne Gott“.

Die sogen. „neuen Atheisten“ sind zwar nur eine verschwindend kleine Gruppe, die mehr durch Klamauf – z.B. Hasenfest statt Ostern, Tanzpartys an Karfreitag, Ketzertage statt Kirchentage, Heidenspaß statt Höllenqualen – als durch kluge Argumente von sich reden machen. Aber sie stehen für einen gewissen Trend, der auch bei der inzwischen großen Gruppe der Konfessionslosen, rund ein Drittel der Bevölkerung; auszumachen ist: Im alltäglichen Leben braucht man keine Religion, keinen Gott und keine

Kirche! Man kann auch ohne Gott glücklich sein!

Bei der letzten großen Kirchenmitgliedschaftsbefragung hat man 2015 auch diese wachsende Gruppe der Konfessionslosen genauer unter die Lupe genommen und gefragt: Was zeichnet die Konfessionslosen aus? Warum sind sie aus der Kirche ausgetreten?

Ich fasse die wichtigsten Ergebnisse zusammen: Die meisten sagen: „Ich brauche für mein Leben keine Religion und kann mit dem Glauben nichts mehr anfangen. Warum soll ich dann Kirchensteuer zahlen?“ Die meisten Konfessionslosen haben – anders als die „neuen Atheisten“ – gar nichts gegen die Religion. Sie ist ihnen einfach nicht mehr wichtig, sie ist ihnen egal. Genauso ist es mit der Frage nach der Existenz Gottes. Ob Gott existiert oder nicht, ist ihnen gleichgültig. Sie sind auch keineswegs, wie man lange gehofft hatte, „religiös auf der Suche“. Sie fragen nicht mehr nach einem Sinn, diese Frage haben sie für sich längst materiell und diesseitig beantwortet. Für ihr Leben haben sie keine religiösen Fragen mehr, darum brauchen sie auch keine religiösen Antworten. Zugleich empfinden sie diese Lebenshaltung nicht als defizitär, sondern als normal. Damit liegen sie voll im Mainstream der öffentlichen Meinung, vor allem in den visuellen Medien, in denen Religion ebenfalls allenfalls noch in den Randbereichen des Lebens vorkommt.

Die Konfessionslosen sind mehrheitlich Männer vor allem in der ersten Lebenshälfte, sie sind aufstiegsorientiert, gehören nicht unbedingt zur Bildungselite, interessieren sich für gesellschaftliche Trends und orientieren sich weniger an traditionellen Leitbildern von Ehe und Familie. Ihr religiöses Wissen ist eher gering, ihre Urteile über die Kirche haben oft mit der Realität nicht so viel zu tun, sondern entsprechen eher Klischees, die aber in der Öffentlichkeit verbreitet sind. Konfessionslose dieses Typs gelten in Westeuropa als Trendsetter einer modernen Gesellschaft, ihre Zahl wächst konstant. Mit einer gewissen Besorgnis muss man darum fragen: Laufen wir in Zukunft auf eine weitgehend religionslose Gesellschaft zu?

1) Braucht der Mensch Religion? – Kommt drauf an.

Bisher ist keine menschliche Gesellschaft bekannt, die ohne Religion gelebt hätte. Die Geschichte der Menschheit ist ohne Religion nicht denkbar. Doch was ist Religion überhaupt? Eine Definition von Religion ist nicht nur schwierig, sondern im Grunde angesichts ganz verschiedener existie-

render Religionen auch unmöglich. Sehr bekannt geworden ist die prägnante Formulierung von Paul Tillich: „Religion ist das Ergriffensein von dem, was uns unbedingt angeht.“ In der neuesten Veröffentlichung der EKD heißt es: „Religion ist nach evangelischem Verständnis die Bindung an eine letzte Gewissheit, auf die Menschen im Leben und im Sterben vertrauen, von der sie sich in ihren Lebenseinstellungen und Handlungen in Anspruch nehmen lassen und die darum einen unbedingten und existenziellen Charakter für sie hat.“ Ich glaube nicht, dass Sie das jetzt behalten können, darum sage ich das Ganze noch mal mit meinen Worten: Die Religionen geben eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Diese Antwort besteht jedoch nicht einfach in einer Theorie zur Erklärung der Welt, sondern sie umfasst das ganze Leben: Riten und Feste, Gebete und Lieder, Erzählungen und Symbole, Lehren und Ämter. Darin wird die Religion überliefert und gelebt. Sie begleitet das gesamte Leben des Einzelnen von der Geburt bis zum Tod.

Die Religion ist aber, wie gerade Karl Barth immer wieder betont hat, eine menschliche Angelegenheit. Religion bleibt darum immer ambivalent. Religionen sind so gut und so böse wie die Menschen selbst. Sie werden immer auch von der Unvollkommenheit des Menschen geprägt.

Im Namen der Religion wurden Menschen den Göttern geopfert. Im Namen von Staat und Religion wurde Jesus von Nazareth hingerichtet. Im Namen der Religion wurden besonders grausame Kriege geführt und andersdenkende Menschen als Ketzer verfolgt. Im Namen der Religion werden bis heute Terrorakte verübt. Im Namen der Religion wurden Kunstwerke zerstört und wissenschaftliche Erkenntnisse bekämpft. Religion ist immer ambivalent: Sie kann friedensstiftend sein und sie kann zur Verschärfung von Konflikten beitragen, sie kann unterdrückend und sie kann befreiend wirken, sie kann sich als Selbstbeweihräucherung oder in der Übernahme von sozialer Verantwortung äußern.

In unseren Breiten ist die Religion weitgehend friedlich geworden. Wir führen keine Kriege mehr, gehen gegen Fremdenfeindlichkeit auf die Straße, wir streiten nicht mehr in Sachen Religion, wir führen stattdessen immerzu Dialoge. Und dabei kommt meist heraus, dass die anderen auch irgendwie Recht haben. Religion ist darüber weitgehend harmlos geworden, sie regt keinen mehr auf, sie spielt im Alltag meist auch keine große Rolle mehr: Beim „Heilsamen Berühren“, beim Yoga oder auch beim Pilgern geht es nicht um Gott und die Wahrheit, sondern Religion bedeutet

hier eine Steigerung des persönlichen Wohlbefindens.

2) „Religion ist Unglaube“ (Karl Barth)

86

Karl Barth hat die Religion „Unglauben“ genannt, „die Angelegenheit des gottlosen Menschen“. Das ist eine überraschende und vermutlich auch etwas verblüffende Aussage. Wie ist sie zu verstehen? Zunächst kann man daran erinnern, dass Karl Barth die Religion auch sehr oft in einer problematischen Gestalt erlebt hat:

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts im Kulturprotestantismus als eine Art religiösen Segen für den damaligen kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritt in der Kaiserzeit.

Als junger Vikar in Genf den geistlichen Stand als „Bannerträger des Evangeliums mit ihren vielen Gebeten, Augenaufschlägen und sanft über den Bäuchen gefalteten Händen“.

Dann die Kriegsbegeisterung zu Beginn des 1. Weltkriegs, die in Deutschland „als religiöses Erlebnis“ interpretiert und gepredigt wurde.

Als Gemeindepfarrer in Safenwil lernte er in den Fabrikbesitzern, die ihre Arbeiter ausbeuteten, die Verbindung von Kapitalismus und Religion kennen. In dem damals viel gelesenen Buch „Das Jahrhundert der Kirche“ (1926) von Otto Dibelius begegnete er einer triumphierenden und heilsgewissen Kirche. Jahre später erlebte er die Blut-und-Boden-Religion der „Deutschen Christen“ und einen „Führer“, der ständig vom „Herrgott“ und von der „Vorsehung“ redete, aber die Religion nur als Mittel zur Machtausübung benutzte.

Karl Barth sieht die Religion darum kritisch. Sie gehört nicht auf die Seite Gottes, sondern auf die Seite der „Welt“. Religion geht vom Menschen aus, sie benötigt Gott nur als Bestätigung dessen, was der Mensch auch von sich aus vermag. Sie ist nur „ein Spiegelbild dessen, was der Mensch ist und tut“. In der Religion orientiert sich der Mensch an dem, was ihm selbst heilig ist und was er für moralisch richtig hält. Aber er fragt nicht ernsthaft danach, ob das auch von Gott so ist. In der Religion ist „immer schon alles fertig ohne Gott. Gott sollte immer gut genug sein zur Durchführung und Krönung dessen, was die Menschen von sich aus begannen.“

Eine ähnliche Kritik Barths trifft auch die real existierende Kirche, in der der religiöse Betrieb organisiert und verwaltet wird: „Sie tut, als ob sie im Besitz überweltlicher und überkirchlicher Goldbarren wäre, und sie fängt in der Tat an, klingende Münzen, sog. „religiöse Werte“ auszugeben.“

Schon 1916, noch als Gemeindepfarrer in Safenwil, fragt er: „Was soll all das Predigen, Taufen, Konfirmieren, Läuten und Orgeln? all die religiösen Stimmungen und Erbauungen, all die „sittlich-religiösen“ Ratschläge „den Eheleuten zum Geleite“, die Gemeindehäuser mit und ohne Projektionsapparat, die Anstrengungen zur Belebung des Kirchengesanges, unsere unsäglich zahmen und nichtssagenden kirchlichen Monatsblättlein und was sonst noch zu dem Apparat moderner Kirchlichkeit gehören mag! Wird denn dadurch etwas anders in unserm Verhältnis zur Gerechtigkeit Gottes? Erwarten wir auch nur, dass dadurch etwas anders werde?“

Über solche Beobachtungen kann man gut schmunzeln. Man kann sich auch an den oft steilen Sätzen und Thesen Karl Barths berauschen. Aber ich glaube, sie stimmen nicht immer. In seiner Kritik an der Religion hatte Karl Barth m.E. nur zum Teil Recht: (Auch in einer Karl-Barth-Reihe muss es erlaubt sein, an Karl Barth Kritik zu üben. Er war nicht irrtumsfrei.) Er hatte Recht, darauf zu bestehen, dass Gott und Glaube mit Nützlichkeitsabwägungen nichts zu tun haben. Wem es mit seiner Religion und mit seinem Glauben Ernst ist, dann hat das nichts damit zu tun, dass er für sich einen persönlichen Nutzen daraus zieht, sondern dass er darin die Wahrheit für sein Leben erkannt hat. Karl Barth hatte auch in seinem Protest gegen die bürgerliche Verharmlosung der biblischen Tradition Recht. Wie kaum ein anderer hat er darauf hingewiesen, dass eine selbstsichere Frömmigkeit und eine etablierte Religion in der Bibel immer wieder in Frage gestellt werden.

Wenn Barth allerdings, vor allem in seinen frühen Jahren, alle Äußerungen religiösen Lebens in der Alternative: hier Menschenwerk - dort Gotteswerk, sieht, dann urteilt er undifferenziert. Mit dem Urteil „das ist nichts anderes als“, das gerade beim frühen Barth oft begegnet, wird man der Wirklichkeit nicht gerecht. Bach's Matthäuspasion ist keine Angelegenheit eines gottlosen Menschen. Und wenn die Kirche nur „Menschenwerk“ wäre, hätte sie in 2000 Jahren längst Bankrott gemacht. Gut, dass Karl Barth keine praktisch kirchenleitende Funktion ausgeübt hat. Das wäre schief gegangen.

Und wenn Barth den Menschen „schon immer mit seiner Religion beschäftigt“ sieht und behauptet, dass der Mensch in der Religion „die Sorge um seinen Glauben in die eigene Hand“ nimmt, dann merken wir, dass das heute in einer Zeit des „Gewohnheitsatheismus“ und eines weit verbreiteten Desinteresses an Religion nicht mehr aktuell ist. Karl Barths Satz „Religion ist Unglaube“ korrespondiert heute paradoxerweise mit dem weit verbreiteten Klischee „Religion ist unnützlich“.

3) Braucht der Mensch Religion?

Im August 1943 lud der Schriftsteller Alfred Döblin anlässlich seines 65. Geburtstags viele berühmte Exilkollegen, darunter Thomas und Heinrich Mann, Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger u.a. zu einer Feier ins kalifornische Santa Monica ein. Alles verlief so, wie man sich eine schöne Ehrung für den vereinsamten Döblin, den einst führenden Romancier der Weimarer Republik, gedacht hatte. Da geschah das Unerwartete, als Döblin zu seiner Dankesrede ansetzte und mitteilte, dass er, der jüdische Intellektuelle, zum christlichen Glauben gefunden habe und katholisch getauft worden sei. Dies kommentierte Brecht in dem Gedicht „Peinlicher Vorfall“, dass man heute wiederum selbst nur noch als peinlich empfinden kann. Er schäme sich, dies miterlebt zu haben, sagte Brecht, und erklärte Döblins Konversion als Zusammenbruch aus Schwäche - nach dem Tod zweier Söhne, beruflichem Misserfolg und Krankheit.

Ist Religion ein Zeichen der Schwäche, der Glaube etwas für schwache Menschen? Hat Kurt Tucholsky Recht? „Der Mensch hat zwei Beine und zwei Überzeugungen: eine, wenn's ihm gut geht, und eine, wenn's ihm schlecht geht. Die letztere heißt Religion.“ Ich denke, dahinter steht ein scheinbar unausrottbares Vorurteil, nämlich: Der starke, freie, moderne Mensch kommt ohne Gott und Glauben aus - Glaube ist eher etwas für Schwache. Nach dem Motto: Wer glaubt, hat's nötig!

Welche Arroganz wird hier erkennbar, welche Überheblichkeit und welche Selbsttäuschung! Jahrhundertlang gab die christliche Religion in Europa eine allgemein akzeptierte Antwort auf die bedrängenden Sinnfragen des Lebens. Ob aus innerer Überzeugung oder aus bloß mitgesprochener Tradition - der Glaube an Gott als Woher und Wohin dieses Lebens verband die meisten Menschen in unseren Breiten. Er half Unglücksfälle zu verarbeiten und mit einem oft mühsamen Leben fertig zu werden. Wissenschaftlich-technische Fortschritte, gestiegener Wohlstand und liberal-pragmatische Lebenseinstellungen führten in den vergangenen

Jahrzehnten dazu, dass viele Menschen diese Grundüberzeugung verloren. Das biblisch-christliche Lebensmodell ist für viele fraglich geworden, obwohl es keineswegs widerlegt wurde und man nüchtern feststellen muss, dass an seine Stelle auch nichts Gleichwertiges getreten ist. „Die verlorene Hoffnung auf Auferstehung hinterlässt eine spürbare Lücke“, stellt der Philosoph Jürgen Habermas fest.

Braucht der Mensch Religion?

Für meine Großmutter war es selbstverständlich, sonntags zur Kirche zu gehen - zu Fuß, 4 km ins nächste Dorf. Sie ärgerte sich auch schon mal über die Pastoren, die sie erlebte, aber das war kein Grund, den Gottesdienstbesuch einzustellen. Morgens und abends betete sie im Bett, manchmal hörte ich, wie sie leise ein Kirchenlied vor sich hin summt. Sie hat einiges mitgemacht, zwei Weltkriege, hat ein Kind mit drei Jahren verloren und ihren Mann, da war sie 47. Aber so ging es vielen im Dorf. Jeden Tag las sie das Kalenderblatt vom Neukirchner Abreißkalender. Zur Frauenhilfe ging sie nicht, nicht, dass sie etwas dagegen hatte, aber da wurde ihr zu viel Kaffee getrunken, in der Zeit arbeitete sie lieber im Garten und auf dem Feld. Dafür hörte sie sehr gern den Posaunenchor. Ihr größter Wunsch vor ihrem Tod war es darum, noch einmal den Posaunenchor zu hören.

Meine Großmutter war keine besonders fromme Frau, aber die christliche Religion, in der sie aufgewachsen war, war ihr selbstverständlicher Lebenshintergrund und auch ihr Trost in einem arbeitsreichen und oft mühseligen Leben.

War diese Religion mit Karl Barth Unglaube oder der Versuch, Gott zu domestizieren? Im Namen meiner Oma protestiere ich gegen solche Vermutungen! Hier zeigt sich eine Grenze Karl Barths wie auch vieler anderer akademischer Theologen: Sie werden mit ihren abstrakten Argumentationsketten nicht immer dem widersprüchlichen aber realen Leben gerecht. Denn Religion ist nicht in erster Linie ein Gedankenexperiment, Religion und auch die christliche Religion ist zunächst und vor allem eine Praxis: singen, beten, in der Bibel lesen, Gottesdienst feiern, Kranke besuchen, zum Kirchentag fahren, Mahnwache halten, im Männerkreis diskutieren, biblische Geschichten weitererzählen, Ostern feiern, beichten, Schuld vergeben, eine Kerze in der Kirche anzünden, beim Chor mitmachen, für den Frieden demonstrieren, Abendmahl feiern, eine Bach-Kantate hören, segnen.

Ich brauche als Mensch keine Religion, um mein Geld zu verdienen, um als unbescholtener Bürger zu leben oder ein guter Nachbar zu sein. Man braucht keine Religion, um moralisch zu handeln. Christen sind nicht per se die besseren Menschen, auch Nicht-Christen und Konfessionslose engagieren sich für Flüchtlinge oder arbeiten als Entwicklungshelfer in Afrika. Und in den ostdeutschen Bundesländern machen auch Gewohnheitsatheisten mit, wenn es gilt, die alte Dorfkirche zu retten. Man kann auch ohne Religion leben - aber ich vermute doch: Das Leben wird flacher, wird banaler, wird ärmer. Warum?

Es ist ein Unterschied, ob ein neugeborenes Kind nur auf dem Standesamt angemeldet oder ob es auch getauft wird. Und ebenso macht es einen Unterschied, ob eines Verstorbenen schweigend gedacht wird oder ob durch eine christliche Bestattung ein zugleich würdiger und hoffnungsvoller Abschied von einem Verstorbenen ermöglicht wird. Das Leben gewinnt an Tiefe, wenn man sich am Rhythmus des Kirchenjahres orientiert. Ostern ist noch etwas anderes als eine Gelegenheit zum Kurzurlaub. Und der Seele tut es gut, die alten Choräle mitzusingen oder eine Bach-Kantate anzuhören.

Die Religion gibt dem Leben eine Bedeutung, eine Würde, die man sich nicht selbst erarbeiten oder für sich reklamieren muss. Die Religion leiht dem Menschen eine Sprache für Dankbarkeit und Trost, für Scheitern und Gnade, für Klage und Trauer, für Hoffnung und Zuversicht.

Der Atheismus dagegen macht eher „arm“. Er reduziert das Leben auf materielle Abläufe. Ludwig Feuerbach, der Vater der Religionskritik in Deutschland, sprach immer wieder von „nichts anderes als“ - z.B.: „Theologie ist nichts anderes als Anthropologie“ oder „das Gebet ist nichts anderes als ein Selbstgespräch“. Unbekanntes wird auf Bekanntes reduziert, Geistiges auf Materielles, Transzendentes auf Immanentes und Religiöses wird auf nur Menschliches reduziert. Es ist eine berechenbare Welt ohne Wunder und Geheimnis. Und bei den meisten Menschen heute eine Welt ohne tiefere Bedeutung und größere Zusammenhänge, eine Welt des Pragmatismus und des Kosten-Nutzen-Denkens, wo sich möglichst alles rechnen muss.

Und es ist ein Leben ohne große Fragen: Warum müssen Menschen leiden? Warum gibt es das Böse in der Welt? Wenn es keinen Gott gibt, dann werden diese Fragen sinnlos. Dann ist eben alles so, wie es ist. Das

Leben verliert seine Klage und der Schmerz seinen Protest gegen Gott. Ohne Zweifel gibt es einen starken Trend hin zum bedeutungsreduzierten Leben. Menschen fragen heute weniger nach einem tieferen Sinn. Das, was „ich fühle“, wie es „mir dabei geht“ und „was es mir bringt“, ist letztlich entscheidend. Nicht aber, was es bedeutet, in welcher Tradition ich da beistehe und ob es auch wahr sein könnte. Das trifft auf einen Verlust der Erinnerungskultur. Man weiß in der Regel auch nicht mehr, was es bedeutet. Maßgeblich sind Trends, die Meinung der Freunde und vor allem der Mainstream der Medien. Da fehlt etwas! Was könnte das sein? Was fehlt?

4) Was fehlt, wenn Gott fehlt?

Der Schriftsteller Martin Walser berichtet in seinem Buch „Über Rechtfertigung, eine Versuchung“ von einer Fernsehsendung, in der es um Gott oder Atheismus ging. Walser schreibt, immer wenn ein Befürworter Gottes sprach, bot der anwesende Atheist „ein ausdauerndes, ein unangreifbares, ein allem überlegenes Schmunzeln“, das Selbstzufriedenheit ausstrahlte: „Wie kann man bloß noch an Gott glauben?“ Der Moderator und das Publikum zeigten an, dass sie auch dieser Meinung waren. Walser bemerkt dazu: „Zu dem Atheisten fiel mir ein: Er hat keine Ahnung... Wer sagt, es gebe Gott nicht, und nicht dazu sagen kann, dass Gott fehlt und wie er fehlt, der hat keine Ahnung.“ (S. 33) Und an anderer Stelle bekennt Walser: „Wenn ich von einem Atheisten, und sei es von einem „bekenennenden“, höre, dass es Gott nicht gebe, fällt mir ein: Aber er fehlt. Mir.“ (S. 81)

Was fehlt, wenn Gott fehlt?

Wir spüren, dass es mit dem, was wir sehen, begreifen und beweisen können, allein noch nicht getan ist. Wäre nur wahr, was wir beweisen können, wären wir arm dran. Der Philosoph Ludwig Wittgenstein formuliert prägnant: „An einen Gott glauben, heißt sehen, dass es mit den Tatsachen der Welt noch nicht abgetan ist. An einen Gott glauben heißt sehen, dass das Leben einen Sinn hat.“

Unwillkürlich fällt einem da ein Jesus-Wort aus dem Matthäusevangelium ein, für mich in diesen Zeiten eines der aktuellsten Bibelworte: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ (Mt 16,26) Wir sind dabei die ganze Welt zu gewinnen, darüber aber sowohl die Orientierung als auch uns selbst zu verlieren. Je mehr wir haben, umso weniger werden wir davon satt. Wir können uns im Internet die ganze Welt ins Haus holen, aber löst das eines

unserer persönlichen Probleme? Wir wissen immer mehr, aber deswegen wissen wir noch nicht, was wir tun sollen.

92

Gottlos glücklich? Nein! Eher gottlos arm.

Was fehlt, wenn Gott fehlt? Mir sind konkret 12 Punkte eingefallen, die fehlen würden, auf die wir verzichten müssten, wenn Gott nicht existierte.

1) Wir wären Produkte des Zufalls, kosmische Eintagsfliegen. Niemand hätte uns gewollt. Ohne Gott gibt es keine Antwort auf die Fragen, woher ich komme, wozu ich da bin und wohin ich gehe. Wenn Gott fehlt, ist das Leben letztlich absurd.

2) Wenn Gott nicht existiert, gibt es keine Hoffnung über den Tod hinaus. Wer an Gott glaubt, kann den Tod nicht für das Ende halten. Ja, der biblische Glaube kennt eine Solidarität, die auch die längst Toten, die Vergessenen und Namenlosen einbezieht und als von Gott Aufgenommene behauptet.

3) Wenn es keinen Gott gibt, dann würde am Ende das Böse siegen, dann würde „der Mörder über das unschuldige Opfer triumphieren“. (Max Horkheimer) Das Unrecht dieser Welt würde vergeblich zum Himmel schreien, denn kein Gott würde es hören und richten.

4) Als Geschöpf und Ebenbild Gottes hat jeder Mensch eine unverlierbare Würde, egal wer er oder sie ist und was er oder sie geleistet hat. Gott ist der stärkste Garant der Menschenwürde. Fiele Gott weg, geriete die Menschenwürde unweigerlich unter die Räder der Mächtigen (s. Euthanasie).

5) Mit Gott hat meine Dankbarkeit eine Adresse. „Was hast du, was du nicht empfangen hast?“, fragt Paulus (1. Kor 4,7). Mein Leben, meine Familie, das tägliche Brot, meine Freunde, die mich umgebende Natur - das Beste im Leben habe ich mir nicht selbst erarbeitet, ich bekomme es geschenkt!

6) Mein Ruf in der Not kennt einen Namen. Es ist besser zu rufen: „Hilf, Gott, ich geh unter!“ als „Hilfe! Hörst mich denn keiner?“ Nelly Sachs sagt: „Gott ist ein Gebet weit von uns entfernt.“

7) Weil Gott „Ja“ zu mir sagt, so wie ich bin, kann ich ehrlich mit mir selbst umgehen. Ich muss mir und anderen nichts vormachen. Ich muss nicht beweisen, wie toll ich bin. Ich muss an meiner Unzulänglichkeit

nicht verzweifeln. Wenn Gott wegfiel, dann, fürchte ich, würde die Eitelkeit, der Narzissmus, die Selbstvergötterung nicht nur unter den Prominenten dieser Welt unerträglich werden.

8) Der Glaube an Gott ist ein starker Schutz gegen jeden Fatalismus. Er sieht in jeder Situation eine Gestaltungsaufgabe und immunisiert gegen die Resignation, die da sagt: „Das hat doch keinen Zweck mehr!“ Denn er gibt allen Enttäuschungen zum Trotz die Hoffnung nicht auf, dass Gott das letzte Wort haben wird.

9) Gottesfurcht treibt Menschenfurcht aus oder begrenzt sie wenigstens deutlich. Das ist eine alte Erfahrung: Wer Gott fürchtet, hat weniger Furcht vor Menschen. Das wusste auch schon der Beter des 56. Psalms: „Auf Gott will ich hoffen und mich nicht fürchten. Was können mir Menschen tun?“ (V.5)

10) Ohne Gott verlören die Worte und Geschichten des Jesus von Nazareth ihre Relevanz. Wahrscheinlich wüssten wir nichts von ihnen. Diese Worte sind durch nichts zu ersetzen. Ohne diese Worte und Geschichten wäre unsere Welt kälter und ärmer.

11) Wenn es Gott nicht gäbe, würden wir vermutlich pausenlos arbeiten. Es gäbe keinen Sabbat, keinen Sonntag, keinen Tag der Ruhe und der Unterbrechung der ausufernden Arbeitswelt. Der Ruhetag ist eine beständig wiederkehrende Erinnerung an die Unverfügbarkeit und Freiheit des Menschen.

12) „Wo Gott verschwindet, erscheinen die Götter.“ Das ist eine alte Erfahrung. Bei Feuerbach war es die „Gattung Mensch“, bei Marx die „klassenlose Gesellschaft“, bei Freud die „Wissenschaft“, heute sind es neben der Wissenschaft vor allem das Geld sowie das „goldene Ego“. Der Glaube an Gott, auch das ist eine alte Erfahrung, schützt vor dem Aberglauben, auch vor dem pseudo-wissenschaftlichen Aberglauben unserer Tage.

Karl Barth wird am 10. Mai 1886 in Basel geboren. Er ist der Älteste von fünf Geschwister. Der Vater, Fritz Barth, ist Pfarrer. Ab 1889 lehrt er an der Universität Bern, als Professor für Neues Testament und Kirchengeschichte.

94

1911 tritt Karl Barth eine Stelle als Pfarrer in dem Industriedorf Safenwil, Aargau, an. Neben seiner intensiven Predigtstätigkeit bringt ihn seine Gemeindearbeit in engen Kontakt mit den ArbeiterInnen der ortsansässigen Tuchindustrie. Er führt für sie Schulungsabende durch und hält regelmäßig Vorträge im „Arbeiterverein“.

1913 heiratet er Nelly Hoffmann, mit der er fünf Kinder haben wird. Ohne Promotion und Habilitation wird Barth 1921 auf einen Lehrstuhl für „Reformierte Theologie“ an der Universität Göttingen berufen. Fortan ist der Pfarrer aus Safenwil Professor und bleibt doch Zeit seines Lebens ein Prediger. 1925 erhält er einen Ruf nach Münster. In diesen Jahren lernt er Charlotte von Kirchbaum kennen und lieben. 1929 zieht sie mit in das Haus der Familie Barth. Sie wird in den kommenden Jahrzehnten die zentrale und unverzichtbar wichtige Partnerin für Karl Barth sein. Bis zu ihrer schweren Erkrankung werden die Drei unter einem Dach leben, Nelly, Charlotte und Karl.

1930 nimmt er einen Ruf an die Universität Bonn an. Weil er 1935 dort aus dem Dienst entlassen wird, wechselt er nach Basel, wo er bis zu seinem Tod lebt. In diesen Jahrzehnten wächst die „Kirchliche Dogmatik“ zu einem Opus Magnum von fast 10.000 Seiten an und bleibt am Ende doch unvollendet. Sie ist ein Werk für die Kirche, als die Gemeinde für die Welt. „Als das von Jesus Christus geschaffene und ihm gehorsame Volk ist sie (...) aufgerufen und bewegt, für Gott, aber eben weil für Gott, darum für die Welt, für die Menschen da zu sein.“¹

Am 10. Dezember 1968 stirbt Karl Barth in seinem Haus in Basel.

„Karl Barths Theologie hat ihre beste Zeit noch vor sich“

Ralf Frisch, 2018

„Nicht wie wir mit Gott reden sollen, steht in der Bibel, sondern was er zu uns sagt, nicht wie wir den Weg zu ihm finden, sondern wie er den Weg zu uns gesucht hat und gefunden hat, nicht das rechte Verhältnis, in das wir uns zu ihm stellen müssen, sondern der Bund, den er mit allen, die im Glauben Abrahams Kinder sind, geschlossen und in Jesus Christus ein für allemal besiegelt hat. Das steht in der Bibel.“

Karl Barth, „Das Wort Gottes und die Theologie“, 1929